2697

Rom.

Bilder aus dem Leben des Apostels Paulus

von

D. Ludwig Schneller.

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY

Cöln (Marienburg) Palästinahaus.

1922.

Gift by
K. A. Mueller

Rom.

Bilder aus dem Leben des Apoſtels Paulus

von

D. Ludwig Schneller.

Cöln (Marienburg) Paläſtinahaus.

1922.

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Graduate Theological Union

https://archive.org/details/graduatetheologi00ludw

Paulus in Rom.

eruſalem und Cäſarea mit ihrer Gefangenſchaft liegen hinter dem Apoſtel. Nach langem Stilleliegen führt ihn ſein Weg wieder hinaus in die weite Welt. Wir begleiten den mehr als Sechzigjährigen auf der letzten Reiſe, über die uns von der geſegneten Feder ſeines Freundes und Geſchichtsſchreibers, des Arztes Lukas, ein genauer Bericht erhalten geblieben iſt.

Nach Rom, der Hauptſtadt der Welt, hat er ſein Angeſicht gewendet. Dort auf der Höhe, auf welche die ganze Erde lauſcht, will er nun auch das Evangelium predigen als ein Gebundener des Herrn. Aber noch einmal ſtellen ſich ihm Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg. Die Stürme brauſen, das Meer wütet, um ſein Schiff zu verſchlingen, als wollten die Mächte der Tiefe dem Manne den Eintritt in die Stadt wehren, von wo aus die Kirche mit erſtaunlicher Kraft den Weltkreis unter die Herrſchaft des Evangeliums beugen ſoll. Aber eine mächtige Hand waltet über dem vielgeprüften Mann. Er zieht hin durch Sturm und Wogengebraus, um ſelbſt vor dem Kaiſer für ſeinen Herrn Zeugnis abzulegen und ſeinen Lauf zu vollenden mit Freuden.

Paulus hatte das Mittelmeer in guten und bösen Tagen gründlich kennen gelernt. Im leuchtenden Schmelz seiner tiefen, sonnenbeglänzten Bläue und in der grimmigsten Wut seiner aufgebrachten Wogen war es ihm wohlvertraut. In Tarsus, Troas, Ephesus, Thessalonich, Korinth, Cäsarea hatte es ihm viele Jahre hindurch seine gewaltige Melodie zugerauscht. Aber er hatte auf ihm auch dreimal Schiffbruch gelitten, und einmal hatte er Tag und Nacht unter dem Heulen des Sturmwindes an ein Wrackstück angeklammert auf dem wilden Meere umhergetrieben (2. Kor. 11, 25). Aber nur von seinem vierten Schiffbruch haben wir nähere Kunde, weil hier auf der Fahrt nach Rom Lukas, der Verfasser seiner Lebensgeschichte, sein Begleiter war.*)

Das Jahr 61, in welchem er nach Rom fuhr, muß einen überaus stürmischen Herbst gehabt haben, der für manches spät fahrende Schiff auf dem Mittelmeer verhängnisvoll werden sollte. Zufällig erfahren wir aus der Lebensgeschichte des jüdischen Geschichtschreibers Josephus, daß er zu derselben Zeit wie Paulus von Palästina nach Rom fuhr, in demselben Sturme auf hoher See einen furchtbaren Schiffbruch erlitt und nebst einem geringen Teile der Mannschaft mit knapper Not sein Leben rettete, während 520 Mitreisende im Meere untergingen. Zwei Schiffe hat der Hauptmann Julius, der den Apostel mit einer Schar von Gefangenen nach Rom zu bringen hatte, benutzt, um nach Italien zu fahren. Das eine war ein adramyttenisches Schiff, das aus Cäsarea, das andere ein Alexandriner Getreideschiff, das aus Pharos auslief. Beide mußten eigentlich nordwestlich fahren, wurden aber durch den herrschenden Westwind nach Norden getrieben und kamen in Myra, an der Südküste Kleinasiens, gleichzeitig an. Hier stieg der Hauptmann mit seinen Truppen und Gefangenen auf den Alexandriner über, weil dieser unmittelbar nach Rom ging. Die Schiffe, die zwischen Alexandrien und Rom liefen, hatten hauptsächlich die Bestimmung, Rom aus der unerschöpflichen Kornkammer am Nil mit Getreide zu versorgen. Es waren große Schiffe, die unseren Seedampfern an Größe wenig nachgaben. Das oben erwähnte Schiff des Josephus führte 600 Reisende an Bord. Um so lieber bestieg Julius bei der vorgerückten Jahreszeit ein so starkes und gutes Schiff, zumal da sich auch die alexandrinischen Seeleute damals eines vortrefflichen Rufes erfreuten.

Ging alles glücklich von statten, so konnte man in acht bis zehn Tagen bequem in Italien sein. Aber schon zu Anfang erhob sich ein ziemlich ungünstiger Wind. Nur in langsamer Küstenfahrt konnte der Alexandriner bis zur Südwestspitze Kleinasiens bei Knidos vorankommen. Dort nötigte der fortwährende Gegenwind das Schiff zu südlichem Kurs, um am Kap Salmone vorüber Kreta auf der Südseite anzulaufen. Von hier mußte sich das Schiff, durch die Insel gegen den Nordwest

*) Der Direktor der Bremer Seefahrtsschule Dr. Breusing hat diese Seefahrt des Paulus in seinem Buche „Die Nautik der Alten", Bremen 1886, zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht. Er nennt die Beschreibung des Lukas „das wertvollste uns aus dem Altertum erhaltene nautische Dokument, dem es jeder Seemann auf den ersten Blick ansieht, daß es nur von einem Augenzeugen verfaßt sein kann". Auch wo ich es nicht durch Anführungszeichen andeute, folge ich in allen die Schiffahrt betreffenden Fragen diesem vortrefflichen Führer und gebe die von ihm erhaltenen Belehrungen dankbar weiter.

geschützt, nach Westen weiterarbeiten. Dies gelang nur mit großer Mühe, indem man den Landwind benutzte und das Boot zum Bugsieren gebrauchte. So kam man langsam bis zu einer für die Schiffahrt fast unbrauchbaren Bucht, die man wie zum Hohn „Schönhafen" (Luther: Gutfurt) nannte. Der Ort führt heute noch ziemlich den alten Namen Kalolimniones.

Hier sah man ein, daß die Lage des Schiffes immer bedenklicher zu werden begann. Die Äquinoktien waren vorüber. Man kam immer tiefer in den Oktober hinein. Um diese Zeit pflegte jeder vorsichtige Kapitän seine Schiffahrt einzustellen, nicht etwa wegen der Stürme, denn denen muß der Seemann zu jeder Jahreszeit kühn entgegengehen, sondern wegen des trüben Himmels und der damit verbundenen Steuerlosigkeit. Der Kompaß war ja noch nicht erfunden. Somit war der Seemann für seine Richtung lediglich auf die Gestirne angewiesen, und diese waren in der Winterszeit oft wochenlang unsichtbar. Sollte man nun trotz der widrigen Winde und trotz der gefährlichen Jahreszeit die Überfahrt nach Italien wagen oder sollte man hier in Schönhafen überwintern? Paulus, der in zahlreichen Seefahrten auf diesem Meere genug schwere Erfahrungen gesammelt hatte, erhob warnend seine Stimme. Er nannte es eine Verwegenheit, unter diesen Umständen auf die offene See hinauszufahren. Er sagte voraus, daß ein solches Wagnis nicht nur die kostbare Ladung des Schiffes, sondern auch Menschenleben kosten würde. Auch unser Bremer Gewährsmann nennt die Ausfahrt „recht eigentlich einen Sprung ins Dunkle, eine Tollkühnheit".

Indessen der Schiffsherr und der Kapitän entschieden sich doch für die Weiterfahrt. Nicht nur, daß die lange Verzögerung ihnen übermäßige Kosten verursacht hätte, auch die Getreideladung konnte man nicht den ganzen Winter über im Schiffsraum liegen lassen, ohne daß sie dumpfig geworden wäre. Der Hauptmann, der sonst gerne auf Paulus hörte, gab nach. „Wenn der Schiffer die Fahrt auf gut Glück unternehmen wollte, so durfte der Soldat sie nicht fürchten. Was würde man in Rom, wo man jeden Herbst mit Sehnsucht die Ankunft der Getreideschiffe zur Ernährung der Stadt für den Winter erwartete, gesagt haben, wenn der Hauptmann aus Zaghaftigkeit den Schiffer an der Fortsetzung der Reise gehindert hätte!" Jedenfalls war die Mehrzahl dafür, nicht hier in dem ungünstigen Schönhafen zu bleiben. Man wollte wenigstens Phönix erreichen, das heutige Port Lutro, den einzigen sicheren Hafen an der Südküste Kretas. Glücklicherweise erhob sich jetzt auch ein leichter Südwind, der die Fahrt nach Phönix begünstigte. Das Boot, das für den Verkehr mit dem Lande ausgesetzt worden war, blieb außenbords im Wasser, um nötigenfalls gleich zum Bugsieren verwendet werden zu können. Ja, der Wind wurde so günstig, daß man schon nicht mehr an Phönix, sondern an die ununterbrochene Überfahrt nach Italien dachte, die von hier aus in fünf Tagen bequem hätte bewerkstelligt werden können.

Aber Paulus sollte mit seiner Warnung doch noch Recht behalten. Kaum war man über Kap Matala hinausgekommen, da erhob sich urplötzlich ein furchtbarer, orkanartiger Sturm. Es war ein Nordost, den die Schiffer Euraquilo nannten. Der faßte das Schiff und riß es

hilflos hinaus in die tobende See. Sofort ergriff der Kapitän die bei einem solchen Sturme gebotenen Vorsichtsmaßregeln. Die große Rahe wurde gestrichen. Nur das kleine Vorsegel blieb als Sturmsegel stehen, um das Schiff wenigstens vor dem Wind halten und steuern zu können. Unter allen Umständen mußte eine Querlage des Schiffes gegen Wind und Wellen vermieden werden, wenn es nicht die äußerste Gefahr laufen sollte, umzuschlagen. Es mußte also entweder mit dem Kopfe vor den Wind oder gegen den Wind gebracht werden. Letzteres versuchten die Seeleute. Aber bei dem herrschenden Sturme war es unmöglich. Zudem schleppte auch das Boot noch nebenher, das man bei der Plötzlichkeit des Sturmes nicht mehr hatte einsetzen können. Man war froh, dasselbe wenigstens vom Vorderteil des Schiffes nach hinten bringen zu können, damit es nicht mehr Gefahr lief, von dem stampfenden Schiff zerschmettert zu werden. Es war ohne Zweifel voll Wasser geschlagen und schleppte nun wie ein schwerer Klotz hinterher.

Der Nordost trieb das Schiff zunächst unter eine Insel Klauda, das heutige Gaudo. Unter ihrem Schutze gelang es, wenigstens das Boot in Sicherheit zu bringen. Denn auf ihm beruhte möglicherweise die Rettung der ganzen Gesellschaft. Dies nach seemännischem Urteil ungeheuer schwierige Manöver gelang glücklicherweise, und das Boot wurde wahrscheinlich zwischen den beiden Masten geborgen. Aber auch noch andere Sicherungsmaßregeln mußte die tapfere alexandrinische Schiffsmannschaft unter Anspannung aller Kräfte ausführen. Der Sturm heulte und das Meer tobte unausgesetzt. Das schwerbeladene Schiff war bald oben auf einem Wellenberg, bald sank es jäh hinab in ein Wellental. In den Augenblicken, wo es sich hoch auf dem Kamm einer Woge befand, schwebten die beiden Enden des Schiffes frei in der Luft, während nur der mittlere Teil durch das Wasser unterstützt war. Bei der schweren Belastung drohte daher unter dem Druck von vorn und von hinten der Kiel oder, wie der Seemann sagt, „der Rücken" des Schiffes zu brechen. Man mußte daher das Schiff gürten oder „unterbinden", wie die Lutherische Übersetzung sagt (Ap.-Gesch. 27, 17). Es wurde von hinten nach vorn mit einem sehr starken Tau so fest zusammengeschnürt, daß sich die Enden nicht senken, auch die Planken nicht losspringen konnten.

Da aber der Wind mit ungeminderter Heftigkeit, wie man glaubte, aus Nordost wehte, erhob sich vor den geängstigten Seeleuten ein neues Schreckensgespenst. Trieb man wirklich nach Südwesten, so mußte man ja in die große Syrte an der Nordküste von Afrika geraten. Und das war wegen der vielen Klippen und Sandbänke bei allen Schiffern ein gefürchteter Name. War das Schiff von dort nicht zurückzuhalten, dann war Tod und Verderben sicher. Daher wurde zunächst das Vorsegel eingezogen, die beiden zum Steuern bestimmten Ruder am Schiffshinterteil, die sonst zerbrochen wären, aufgebunden, und das Schiff nunmehr ohne Steuerung dem Wind und den Wellen überlassen. Sodann wurde, wie der seemännische Ausdruck lautet, „das Geschirr niedergelassen". Luther übersetzt: „Sie ließen das Gefäß hinunter"; die verbesserte Übersetzung: „Sie ließen die Segel herunter" (Ap.-Gesch. 27, 17). Das will sagen: man ließ an zwei langen am Schiffshinter-

teil befestigten Kabeln vier Anker im Wasser hinterher schleppen, um wie mit einer Bremse den südwestlichen Lauf des Schiffes zu hemmen. Wenn auch die damaligen Anker bei der geringen Ausbildung der Schmiedekunst, höchstens 20 bis 25 Kgr. wogen, so wurde doch der Zweck in etwa erreicht. Mit um so größerer Gewalt ergossen sich nun aber die Sturzwellen über das gehemmte Schiff. Die vornehmeren Reisenden, der Hauptmann, der Schiffsherr, der Kapitän, Lukas und Aristarch und mit ihnen wohl auch der vom Hauptmann wohlgelittene Paulus (Ap.-Gesch. 27, 3), bekamen so die Ströme von Salzwasser aus erster Hand und wurden mit jedem Stoß von neuem gründlich durch-

Das Schiff des Paulus im Sturme.

Dicht unterhalb der Brüstung ist das dunkle Tau sichtbar, mit dem das Schiff gegürtet wurde. Hinten sind die zwei aufgebundenen steuernden Ruder. Die vier Anker schleppen nach.

näßt. Daher erscholl jetzt, um den Tiefgang des Schiffes zu mindern, durch den Sturm das Kommando: „Ladung über Bord!" Wahrscheinlich sollte die Beseitigung der Ladung vom Vorder- und Hinterteil des Schiffes den Schwerpunkt des Fahrzeuges in die Mitte verlegen und so die Gefahr des Rückenbrechens vermindern. Jetzt regten sich in dem gewaltig schwankenden Schiffe alle Hände, um den Weizen ins Meer zu werfen (V. 18). Da Getreide eine sehr schwere Belastung ist, hob sich das Schiff merklich über Wasser. Aber immer noch tobte der Sturm mit ungeminderter Heftigkeit und trieb das ächzende Fahrzeug aufs Geratewohl unter den schwarzen sturmgejagten Wolken in die wilde See hinaus.

Die 276 Menschen, die an Bord waren, mögen sich anfangs, namentlich unter der erschlaffenden Wirkung der Seekrankheit, großenteils unten im Schiffsraume aufgehalten haben. Nur die etwa 20 Seeleute und Matrosen mußten fortwährend auf ihrem Posten an Deck bleiben. Aber auch die etwa 250 Soldaten und Gefangenen konnten sich bald nicht mehr unten aufhalten. Denn da wegen des hohen Seegangs und der über das Schiff schlagenden Sturzwellen sämtliche Luken geschlossen werden mußten, entwickelte sich im Schiffsraume bald eine Luft, die kein Mensch aushalten konnte. Um für so viele Menschen einen bei dem fortwährenden Stampfen des Schiffes sicheren Raum zu schaffen, mußte das auf Deck herumliegende Schiffsgerät, die Rahen, Stangen, Remen, Takelwerk u. dgl. über Bord geworfen werden (V. 19).

Das Beängstigendste für die Seeleute war, daß sie gar nicht wußten, wohin sie der mit ungeschwächter Kraft tobende Orkan trieb. Sonne und Sterne waren fast unausgesetzt hinter dunkeln Wolken verborgen und damit jede Möglichkeit genommen, sich zurechtzufinden. Da erfaßte dumpfe Verzweiflung die Unglücklichen. Hätte man wenigstens die Sicherheit gehabt, die hohe See halten zu können, dann hätte sich das brave Schiff und seine Besatzung wohl durchkämpfen können. Aber die furchtbare Syrte gähnte ihrer aufgeregten Phantasie wie ein dunkler Schlund entgegen, der über kurz oder lang Schiff und Mannschaft verschlingen mußte. Hoffnungslos starrten sie von dem über die Wogen geschleuderten, zitternden Schiffe in die tobende See hinaus als in den sicheren Tod. Nur einer verlor den Mut nicht. Es war Paulus, der in Kreta so ernst von dem wagehalsigen Unternehmen abgemahnt hatte. Schon vor zwei Jahren hatte ihm der Herr im Gefängnis der Antoniaburg in Jerusalem die Gewißheit gegeben: „Du mußt von mir auch in Rom zeugen!“ (Ap.-Gesch. 23, 11.) Und als die Trostlosigkeit der Lage jetzt die Erfüllung dieses Wortes undenkbar erscheinen ließ, hatte ihm der Herr jene Zusage erneuert. In einer dunkeln Nacht, während die zornigen Wogen an die Planken des Schiffes donnerten und der Sturm über dem brausenden Meere heulte, hatte er ein Gesicht. Ein Engel trat zu ihm und sprach: „Fürchte dich nicht, Paulus! Du mußt vor den Kaiser gestellt werden. Und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen.“ Und diese Glaubensgewißheit mag ihm bestätigt worden sein auch durch äußere Beobachtungen. In den kurzen Augenblicken, wo die Sterne zwischen zerrissenen Wolken durchblinkten, hatte er mit scharfem Auge erkannt, daß das Schiff nicht südwestlich nach der Syrte, sondern gerade nach Westen trieb. Er sah sich nicht auf dem Wege zum Tode, sondern auf dem Wege zum Kaiser. So trat er denn am nächsten Morgen mit ruhiger Zuversicht unter die Schar der Unglücklichen, die während der Fahrt von 13½ Tagen oder 324 Stunden mit ihrer Seekrankheit, Anstrengung, Schlaflosigkeit, Nahrungslosigkeit und Todesangst zu hohlwangigen, blassen Gespenstern herabgesunken waren. Nicht einer war auf dem Schiff, der nicht glaubte, daß alle Hoffnung des Lebens dahin sei (Ap.-Gesch. 27, 20). In solch verzweifelter Lage gilt nicht mehr Rang und Stand, Kommandant oder Matrose, Offizier oder Gefangener, sondern nur noch der Mann selbst. Und Paulus war der größte Mann an Bord. Das zeigte sich jetzt in

der Stunde der Gefahr. Ruhig, der einzige Furchtlose und Unerschrockene, der inmitten des Sturms den Kopf oben behielt, trat er vor die 275 Verzweifelten und sagte: „Es wäre freilich besser gewesen, ihr hättet meinem Rat gefolgt und wäret nicht von Kreta aufgebrochen. Dann wäre euch diese schreckliche Lage erspart geblieben. Jetzt aber sage ich euch: Seid ohne Furcht. Kein einziger von euch wird umkommen, wenn auch das Schiff selbst scheitern wird. Heute Nacht ist der Engel des Gottes, dem ich gehöre, und dem ich diene, zu mir getreten und hat mir gesagt: Fürchte dich nicht, Paulus, du mußt vor den Kaiser gestellt werden. Und siehe, Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir auf dem Schiffe sind. Es ist kein Zweifel, genau so wird es kommen, wie mir Gott zugesagt hat. Also unverzagt! Es wird nicht mehr lange dauern, da werden wir an eine Insel geraten, und dann seid ihr alle gerettet."

Es ist wunderbar, was für einen Eindruck die feste, ruhige Haltung eines einzigen furchtlosen Mannes auf eine Schar hoffnungsloser Menschen machen kann. Das zeigte sich auch hier. Mit Staunen sahen die Leute auf den Mann, den sie bisher als einen der Sträflinge über die Schulter angesehen hatten. Unverhohlene Hochachtung, ja Dankbarkeit und Liebe fingen sie an für ihn zu empfinden. Sie faßten wieder Mut, und die Mannschaft ging wieder an ihre Posten.

Freilich, zunächst sah es gar nicht danach aus, als sollte Paulus recht behalten. Sturm und Wellen waren so heftig wie immer seit vierzehn Tagen. Aber es kam, wie der Apostel gesagt hatte. In der nächsten Nacht, es war die vierzehnte seit der Abreise von Klauda, merkten die Seeleute die Nähe von Land. Wahrscheinlich fingen nun die nachschleppenden Treibanker an, den Grund zu streifen, was dem Schiffe jedesmal einen deutlichen Ruck gab. Ein zweimaliger Lotwurf ergab, daß man sich dem Lande schleunig näherte. Jetzt galt es, rasch zu handeln. Denn brachte man das Schiff nicht zum Stehen, so konnte es jeden Augenblick an den Klippen zerschellen. Sofort ließ man die beiden mit den vier Ankern belasteten Ankertaue weit auslaufen. Die Anker faßten Grund und das Schiff stand plötzlich seit zwei Wochen zum erstenmal wieder still. Jetzt ertönte das Kommando, das Boot auszusetzen. Die Seeleute erkannten die Schwierigkeit, alle 276 Mann mit dem einen Boote auszuschiffen. Daher verständigten sie sich in ihrer Sprache rasch, auf demselben ihre eigene Haut in Sicherheit zu bringen und die übrigen ihrem Schicksal zu überlassen. Aber Paulus, der ihre Sprache verstand, trat schnell zu der Truppe und sagte: „Wenn diese nicht im Schiff bleiben, könnt ihr nicht gerettet werden." Diesmal folgte ihm der Hauptmann. Er befahl den Soldaten, die Taue des Boots sofort zu kappen. Im Nu war dies geschehen. Nach wenigen Minuten schwamm das Boot führerlos ins Meer hinaus. Die Schiffsleute mußten also bleiben und entweder sich mit den andern retten oder mit ihnen untergehen.

Das alles war bei Nacht geschehen. Jetzt graute der Tag. Ein heftiger Regen strömte hernieder. In der Morgendämmerung tauchten in der Ferne düstere Umrisse von Land auf. Da trat Paulus wieder unter seine Reisegefährten. Sein Ansehen war gestern mächtig gewachsen.

Nun war auch seine gestrige Voraussage noch eingetroffen. Soeben hatte er durch seine Geistesgegenwart allen Mitreisenden das Leben gerettet. Und nun stand er vor ihnen nicht nur als der starke, seefeste Mann, nicht nur als der einzige, der seinen Mut und seine Ruhe in der allgemeinen Verzweiflung aufrecht erhalten hatte, sondern auch wie ein Prophet Gottes. Darum horchte alles auf ihn, als er ihnen sagte: „Es ist heute der vierzehnte Tag, daß ihr vor Angst und Sorge nichts mehr gegessen habt. Jetzt ermahne ich euch, daß sich jeder Speise hole und esse. Für die noch bevorstehenden Anstrengungen habt ihr die Stärkung nötig. Und ich versichere euch: Keinem von euch wird auch nur ein Haar vom Haupte kommen." Sprach's, nahm ein Brot, dankte Gott vor aller Augen, brach's und fing an zu essen.

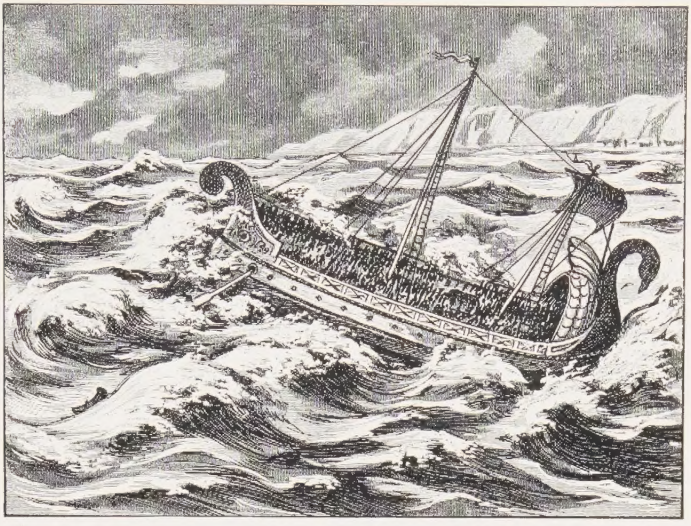
Sein Beispiel wirkte. In der Tat hatte sich seit vierzehn Tagen, so oft das Zeichen zum Abholen der Speise ertönte, fast niemand sein Essen geholt. Seekrankheit, Müdigkeit, Verzweiflung hatte ihnen alle Eßlust genommen. Aber jetzt faßten die ausgehungerten Jammergestalten wieder Mut. Als ob ein Gott zu ihnen geredet hätte, so belebte das Wort des wunderbaren Mannes ihren Mut. Alle holten sich ihre Speise, und seit zwei Wochen zum erstenmal wieder wurde auf dem Verdeck eine Mahlzeit gehalten, in der sich 276 vergrämte und todesmatte Menschen wieder satt aßen.

Dann begann die Arbeit. Man mußte sich jetzt ans Land retten. Das Boot schwamm längst in der Ferne. An dieses war also bei dem Rettungswerke nicht mehr zu denken. Daher mußte man das Schiff möglichst nahe auf den Strand laufen lassen. Zu diesem Zwecke mußte das Schiff möglichst entlastet werden, um seinen Tiefgang zu mindern. Ein kurzes Kommando, und alle 276 standen in langen Reihen, durch welche das Getreide von Hand zu Hand ging und ins stürmische Meer hinausflog. Es war längst heller Tag, als die Arbeit beendet war. Vor sich sah man Berge, davor eine Bucht mit flachem Strande. Jetzt ging man daran, das erleichterte Schiff auf den Strand zu setzen. Die Ankertaue wurden gelöst und ins Meer geworfen. Das Vorsegel wurde aufgesetzt, die Steuerremen losgebunden und niedergelassen. Da trieb der Ostwind das Schiff rasch dem Lande zu. Schon glaubte man, schnellen Laufes glücklich auf den unbekannten Strand zu fahren. Da plötzlich ein furchtbarer Ruck — ein unheimliches Knirschen — ein Anhalten — das Schiff war auf eine einsam im Meere draußen liegende Sandbank aufgerannt. Das Vorderteil saß fest. Das Hinterteil aber war dermaßen der furchtbaren Gewalt der Wellen preisgegeben, daß es aus den Fugen ging und zerbrach.

Jetzt war das Schiff verloren. Auf dem Vorderteile hatten sich alle Reisenden ängstlich zusammengedrängt, während der Schiffsleib unter ihnen in allen Fugen schauerlich krachte. Jetzt galt es für jeden, sich schleunigst zu retten. Für die Gefangenen wäre ein solcher Augenblick allgemeiner Verwirrung eine gefundene Gelegenheit gewesen, sich in Freiheit zu setzen. Die Soldaten machten daher den Vorschlag, sie alle niederzumachen. Und es mögen aus dem in hellem Aufruhr befindlichen Palästina Sikarier und Banditen genug darunter gewesen sein, an denen der Centurio diese rasche Hinrichtung ohne Bedenken hätte vollziehen

lassen. Aber Julius dachte an Paulus. Dieser Mann, der gerade in den Augenblicken größter Todesgefahr, wo die Größe oder Schwäche der Persönlichkeit offenbar zu werden pflegt, seine Bewunderung erregt hatte, durfte so nicht umkommen. Daher befahl er, daß sich die Schwimmer ohne Ausnahme an Land retten, die anderen aber an Wrackstücken und Brettern und Bohlen angeklammert ihr Heil versuchen sollten. Dies geschah. Und es mag kaum eine Stunde vergangen sein, da waren, wie Paulus vorausgesagt hatte, alle 276 glücklich in jener Bucht geborgen, die bei den Bewohnern von Malta bis auf den heutigen Tag den Namen St. Paulusbai behalten hat.

Alles spricht dafür, daß die Überlieferung mit der St. Paulusbai das Richtige getroffen hat. Die Gestalt des Ufers stimmt mit dem Berichte der Apostelgeschichte gut zusammen. Wörtlich übersetzt heißt



Das Schiff vor der Strandung.

Das gegürtete Schiff fährt, vom Vorsegel getrieben, der Küste zu. Die zwei steuernden Ruder sind in Tätigkeit; vorne links treibt das kleine Boot in den Wellen.

es, das Schiff sei an einem Ort „mit zwei Meeren" gestrandet. Dazu sagt Balmer in seiner Schrift „Die Romfahrt des Apostels Paulus": „Wird ein Schiff in die Bucht hineingetrieben, so glaubt man zunächst, die Küste zur Rechten sei eine vorgeschobene Spitze der Insel Malta selbst. Aber unmittelbar am Strande öffnet sich dem Blick eine kleine Meeresstraße. Was man bisher für vorgeschobene Küste hielt, ist in Wahrheit die kleine Insel Salmona." Also erst nah am Lande entdeckt der Ankömmling den Meereskanal, der die kleine Insel von der großen trennt. Er blickt gleichsam in ein zweites Meer hinüber. So erklärt sich der eigentümliche Ausdruck von den zwei Meeren.

Erst am Ufer erfuhren die Schiffbrüchigen, wohin sie der Sturm verschlagen hatte. Die Eingeborenen werden von der Apostelgeschichte

„Barbaren" (Luther übersetzt „Leutlein") genannt, wohl weil sie als Punier eine unverständliche Sprache hatten. Aber es waren freundliche Leute. Das Mitleid, das wohl jeder mit armen Schiffbrüchigen hat, regte sich bei ihnen sofort und tat sich in einer so wohltuenden Weise kund, daß sie von unserem Berichterstatter als ungewöhnlich gerühmt wird. Sie nahmen sich der Unglücklichen hülfreich an. Sie labten sie jedenfalls mit Speise und Trank. Und da sie durch das Meer, das sie durchwatet hatten, und dazu durch den strömenden Regen völlig durchnäßt waren, wurde ein Feuer angezündet, an dem sie sich wärmen sollten. Die ganze Schiffsmannschaft half mit, Reiser zusammenzulesen, auch Paulus. Als dieser einen Arm voll in die Glut warf, fuhr plötzlich eine Otter aus dem Gestrüpp heraus und heftete sich an seine Hand. Aber noch ehe sie ihn beißen konnte, schlenkerte er sie in die Flammen. Entsetzt hatten die guten Insulaner den blitzschnellen Vorgang gesehen. Sie meinten, der Mann müsse ein ruchloser Mörder sein, den gleich nach der Errettung aus dem wütenden Meer die Rache der Götter doch noch ereilt habe. Als ihm aber trotz ihres längeren Wartens kein Leid geschah, schlug ihr Entsetzen in abergläubische Verehrung um; sie meinten, er müsse einer der Götter sein.

Nahe beim Landungsplatz stand das Landhaus eines vornehmen Römers namens Publius. Er war „der Oberste der Insel", also wohl der Legat von Malta, der dem Prätor von Sizilien unterstellt war. Auch er hatte von der Landung der vielen Schiffbrüchigen gehört und war als Vertreter der Landesobrigkeit zur Stelle geeilt. Nachdem er wohl mit dem Hauptmann Julius die nötigen Anordnungen getroffen hatte, nahm er, gewiß auf dessen Empfehlung hin, den Paulus, der ihm so große Hochachtung eingeflößt hatte, samt seinen Freunden Lukas und Aristarch gastfreundlich in seiner Villa auf. Wie wohl mag es den drei Männern getan haben, nach diesen entsetzlichen vierzehn Tagen wieder in behagliche, gewärmte Räume eintreten zu dürfen. Nachdem sie sich wohl in trockene Kleider gehüllt und in Gesellschaft des freundlichen Herrn an Speise und Trank gelabt hatten, fand Paulus Gelegenheit, dem Gastfreunde seine Wohltat zu vergelten. Es lag nämlich, wie der Arzt Lukas berichtet, der Vater des Hausherrn fiebernd an der Ruhr darnieder. Da ließ sich Paulus zum Krankenbett führen. Nachdem er den Kranken begrüßt hatte, betete er im Namen Jesu um seine Heilung. Staunend hörten die Leute zum erstenmal ein solches Gebet. Aber noch größer war ihr Erstaunen, als Paulus dem alten Herrn die Hand auflegte und dieser sich gleich darauf von seinem Leiden befreit fühlte. Die Wundermär verbreitete sich schnell durch die Insel, und noch manche Kranke kamen und fanden Heilung.

Drei Tage brachten unsere Reisenden als geehrte Gäste in der Villa des Publius zu. Dann bezogen sie für den Winter unter der Aufsicht des Hauptmanns Julius ein anderes Quartier. Von einer Gemeindegründung auf Malta sagt die Apostelgeschichte auffallenderweise nichts. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß hier eine nennenswerte Gemeinde entstanden ist. Vielleicht hat das darin seinen Grund, daß Paulus die punische Sprache der Malteser nicht verstand. Möglich ist es aber, daß er den Juden und Proselyten der damaligen Haupt-

ſtadt das Evangelium verkündigt hat. Und Juden hat es dort ohne Zweifel gegeben, da ja Malta ein Hauptverkehrsknotenpunkt der damaligen Zeit war. All die zahlreichen Schiffe, die von Putéoli in Italien über Sizilien nach Alexandrien fuhren, pflegten Malta anzulaufen. Es kann kaum bezweifelt werden, daß der Apoſtel während des Winters, den er auf der Inſel zubrachte, dieſen ſeinen Landsleuten die Botſchaft von Jeſus zu bringen bemüht war. Aber vielleicht verhielten ſie ſich ablehnend. Jedenfalls weiß die Apoſtelgeſchichte von einer Gemeindegründung nichts. Für Paulus ſelbſt aber mögen dieſe drei ſtillen Wintermonate auf Malta eine Zeit wohltuender Raſt und freundlichen Verkehrs mit ſeinen treuen Begleitern Lukas und Ariſtarch geweſen ſein, bevor es hineinging in das bewegte Treiben in der rauſchenden Weltſtadt Rom.

Noch heute feiern die Malteſer jährlich am 10. Februar mit großer Begeiſterung das Feſt des „Naufragio", des Schiffbruchs des Paulus, den ſie natürlich als den großen Heiligen und beſonderen Schutzpatron der Inſel verehren. Auch jener Otter wird dabei nicht vergeſſen. Sie ſpielt bei allen Veranſtaltungen eine Rolle, wenn auch auf der inzwiſchen entwaldeten und ſorgfältig angebauten Inſel die Ottern längſt ausgerottet ſind. In der Hauptſtadt La Valletta prangt dann auf der Höhe der Strada di San Paolo ein Triumphbogen, von dem aus man einen prächtigen Blick auf die ſich ſenkende Straße und das in der Ferne blauende Meer hat. Auf beiden Seiten der Feſtſtraße ragen Maſten, mächtige Fackelträger, Blumengewinde, Fahnen und Wappen. Auf den letzteren ſieht man immer das Bild der berühmten Otter. Mittags zieht eine große Prozeſſion aller Vereine durch die Straßen. Da ſtehen die Malteſer Kopf an Kopf zu beiden Seiten in farbenreichen Feſtgewändern. Die eigenartig gebauten Balkone ſind über und über beſetzt mit bunt gekleideten Frauen, die eine Menge von farbigen Papierſchlangen auf die Menge herniederflattern laſſen. Blätter fliegen durch die Luft, auf denen in dem ſeltſamen Kauderwelſch Maltas, einem Gemiſch von arabiſch und italieniſch, Gedichte zu Ehren des Apoſtels Paulus gedruckt ſind.

Dieſer weltlichen Prozeſſion folgt dann nach Sonnenuntergang noch eine geiſtliche. Mächtige Gasflammen ſtehen rechts und links von der Strada di San Paolo, und in den Blumengewinden, die ſich wie Ketten bis in die Ferne fortſetzen, glühen zahlloſe elektriſche Lichter. Durch dieſe ſtrahlende Beleuchtung bewegt ſich, von unabſehbaren Menſchenmaſſen umdrängt, langſam die Prozeſſion. Das hohe Domkapitel kommt, voran der Schweizer im roten Talar, dann Knaben mit Laternen an hohen Stäben, Prieſter in goldgeſtickten Prachtgewändern, und endlich die Hauptſache: Sankt Paulus ſelbſt, ein geſchnitztes Standbild, auf Schultern getragen, in Gold und Silber ſtrahlend. Langſam, langſam ſchwankt das Heiligenbild, hoch über die Köpfe der Menge ragend, daher, die ſegnende Hand über ſeine getreuen Malteſer ausſtreckend. Jetzt iſt die Menge nicht mehr zu halten. Alles drängt ſich heran, drückt die hemmenden Fackelträger zur Seite und ſucht dem Bilde möglichſt nahezukommen. Ein unbeſchreiblicher Jubel brauſt durch die Nacht. Mützen und Tücher fliegen hoch in die Luft, und ganz Malta

stimmt ein in den begeisterten Ruf: „Evviva San Paolo“, Es lebe der heilige Paulus!

So feiern die Malteser heute noch die Ankunft des Apostels auf ihrer Insel. Aber leider erinnert die ganze Feier eher an ein heidnisches Fest. Von dem Geiste des Paulus, wie er im Römerbriefe weht, ist dem ganzen katholischen Völkchen nichts geblieben.

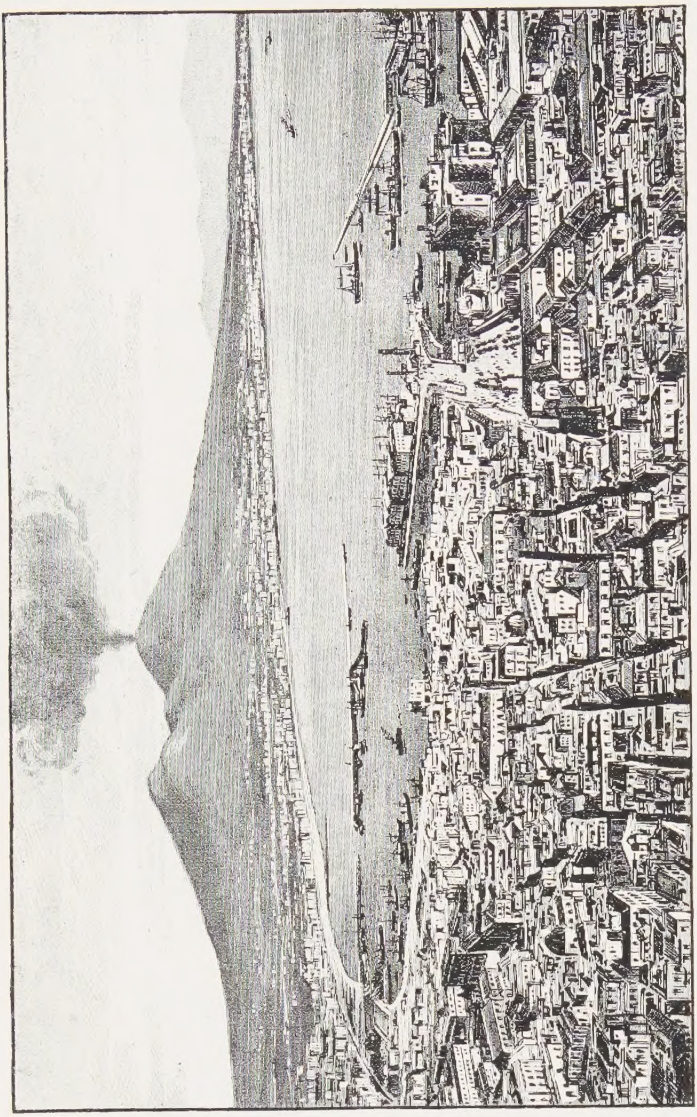
aue Frühlingslüfte wehten nach einem stürmischen Winter über den lieblichen Küsten Süditaliens, als im Februar oder März des Jahres 62 ein alexandrinisches Getreideschiff, das auf Malta überwintert hatte, von Sizilien herkommend durch jene herrliche Meerenge segelte, die sich zwischen Capri und dem die sorrentinische Halbinsel abschließenden Kap der Minerva hinzieht. Das Schiff trug in seinem Wappenschilde den Namen der Dioskuren „Kastor und Pollux“ (Luther: „ein Panier der Zwillinge“ Ap.-Gesch. 28, 11). Ein kräftiger Süd hatte sich erhoben und trieb das Schiff mit vollen Segeln zu Füßen der leuchtenden marmornen Villa Jovis, des ehemaligen Palastes des Kaisers Tiberius, hinein in den Golf von Neapel.

An Bord befand sich Julius mit seinen Truppen und Gefangenen. Fast ein halbes Jahr war vergangen seit seiner Abreise von Palästina. Jetzt nahte er endlich der Küste Italiens. An der Brüstung des Verdecks stand auch Paulus und schaute hinaus in das Land seiner Sehnsucht. Welch ein schönes Bild entrollte sich hier vor seinen Augen! Aus dem blauen Meere stieg der Vesuv empor und sandte seine weißen Dampfwolken zum blauen Himmel hinauf, mit seiner königlichen Gestalt, die sich langsam zu den üppigen Gefilden Kampaniens herabsenkt, den ganzen Golf beherrschend. Dort zur Linken erhob sich die Pyramide von Camaldoli, von deren Gipfel man eine der schönsten Aussichten der Welt hat. Zu Füßen des Vesuvs grüßten Pompeji, Neapolis und die ganze Reihe leuchtender Städte und Ortschaften, welche heute noch in schöner Kreislinie von Sorrent bis weit hinüber zum Kap des Misén am äußersten Horizonte das Auge entzücken.

Indessen das Schiff fuhr nicht nach Neapel. Es segelte rasch an der Stadt und am Posilipp vorüber, die reizende kleine Felseninsel Nisida zur Rechten lassend, in den im Altertum berühmtesten Teil des neapolitanischen Meerbusens, in den Golf von Putéoli. Überall, wo man das Schiff am Lande bemerkte, wurde es mit Freudenrufen begrüßt. Seneka schildert uns in einer seiner Episteln, mit welcher Freude das Volk die Ankunft der alexandrinischen Getreideschiffe zu begrüßen pflegte. Schon bei Capri pflegten sie alle Segel einzuziehen und nur das Topsegel aufzusetzen. Das war für das ganze Land das Zeichen, daß die ersehnten Getreideschiffe in der Meerenge erschienen. In Putéoli stand das Volk in Scharen am Hafen und begrüßte die Schiffe mit hundertstimmigen frohen Zurufen.

Die Menge, die das Schiff der Dioskuren im Frühling des Jahres 62 in Putéoli mit ebenso lautem Freudengeschrei empfing, ahnte nicht, daß der „Kastor und Pollux“ nicht nur ägyptisches Getreide an Bord führte, sondern einen Mann, der Jahrhunderte lang der Christenheit das Lebensbrot spenden sollte. Erwartungsvoll mag Paulus

von Bord aus die glänzende Stadt angeschaut haben, deren weiße Häuser, Tempel und Paläste sich jetzt immer deutlicher vor seinen Augen erhoben. Putéoli war eine der wichtigsten Hafenstädte Italiens.



Der Golf von Neapel.
Das Schiff des Paulus kam von der rechten Seite des Bildes und fuhr nahe an der Stadt vorbei.

Ganze Flotten liefen hier aus allen Teilen des ungeheueren Weltreiches ein, um den Verkehr mit der Welthauptstadt zu vermitteln. Ein Hafendamm, dessen Trümmer heute noch im Meere stehen, schützte die Schiffe vor Sturm und Wellen. An ihm mußte auch der „Kastor und Pollux"

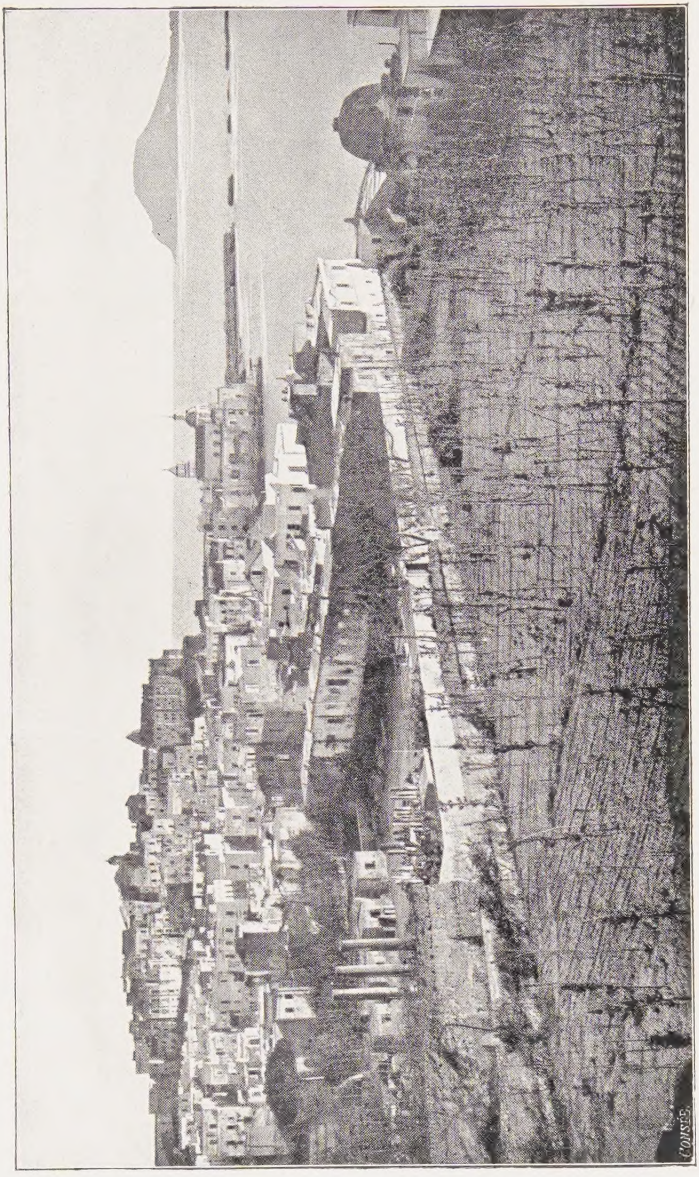
anlegen. Während der hierzu erforderlichen langwierigen Arbeiten hatte Paulus mit seinen Freunden Lukas und Aristarch Muße genug, sich Hafen und Stadt anzusehen. Um sie her erhob sich ein Wald von Masten aus allen Teilen des Reiches, aus Italien, Spanien, Britannien, Nordafrika, Gallien, Ägypten, Syrien, Griechenland, um die Schätze der Welt dem beherrschenden Rom zuzutragen. Da standen die Werften, Hafenbecken und Lagerhäuser in langen Reihen. Darüber erhob sich, auf einem kühn ins Meer vorspringenden Hügel ansteigend, die Stadt Putéoli mit ihren prächtigen Bauten.

Endlich waren die Anker fest, das Schiff angebunden, und die Reisenden konnten aussteigen. Dem Paulus gestattete der Hauptmann freie Bewegung in der Stadt. So kam es, daß er sich in kürzester Frist inmitten der Christengemeinde von Putéoli befand. Seit wann diese bestand, wer sie gegründet, das wissen wir nicht. Aber von neuem sehen wir, daß man schon damals kaum an einer bekannten Küste landen konnte, ohne Christen zu finden. „In alle Welt" hatte der Herr seine Kirche gesandt. Er hatte noch viele uns unbekannte Boten, die er außer Paulus zu diesem Zwecke ausgesandt hatte. Die Christen in Putéoli baten den Apostel, eine Woche in ihrer Mitte zu verweilen. Und es ist ein Zeichen außerordentlichen Entgegenkommens, daß der Hauptmann Julius seinem Gefangenen die Annahme dieser Einladung gestattete. So hatte er denn nicht nur die Freude christlicher Gemeinschaft, sondern auch Gelegenheit, seine ersten Eindrücke auf dem Boden Italiens zu sammeln. Er hatte ja hier ein Rom im Kleinen vor sich. Putéoli war nicht etwa nur eine große Handelsstadt, sondern auch ein Lieblingsplatz der vornehmen Welt Roms. Den ganzen Golf entlang bis zum Kap des Misén zogen sich die prächtigen Villenanlagen der römischen Großen hin, die hier am Meere ihre Sommerfrische suchten. Noch heute ruft hier fast jeder Fußbreit Landes Erinnerungen aus der römischen Geschichte wach. Dort nahe vor Bajä lag die römische Kriegsflotte vor Anker, deren Kommandant Plinius i. J. 79 beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben kam. Dort am Lukriner See stand die prächtige Villa der Kaiserin-Mutter Agrippina, die ihr Sohn Nero vor kurzem im Bette hatte umbringen lassen. Weiter links schaute die kaiserliche Villa Baûli, ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers Nero, hinaus aufs Meer und nach Capri. Zwischen beiden lag das reizende Bajä, das berühmteste und größte Prunkbad der römischen Kaiserzeit, auch heute noch in seiner Verlassenheit und Einsamkeit ein verlorenes Paradies, über das einst Horaz entzückt den Vers schrieb, der jetzt wieder an einigen Häusern des heutigen Bajä steht:

Nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis,
d. h. Kein Golf der Welt überstrahlt das reizende Bajä.

Aber so lieblich es auch heute sein mag, durch dies Dickicht von Rosen, Apfelsinen- und Zitronenbäumen, Pinien- und Granatäpfelbäumen zu wandeln, an diesem Strande haften doch gerade aus des Paulus Zeit die dunkelsten Erinnerungen. Dort am Lukriner See, mit dem entzückenden Blick auf Putéoli, Nisida, den Posilipp und Vesuv, Ischia und Procida hat die scheußliche Agrippina ihre Schandtaten ersonnen. Dort auf Baûli hat Nero in dunkler Nacht mit Seneka und Burrus, den Paulus

noch in Rom kennen lernen sollte, den Plan ausgebrütet, seine Mutter ermorden zu lassen. Dort zu Füßen des kühn vorspringenden Tuffstein



Pozzuoli (Puteoli).
Im Mittelgrunde das alte Gemäuer des Hafendamms, an dem Paulus landete. Der Hügel rechts ist das Kap des Misén, wo Tiberius ermordet wurde.

felsen, den man im Altertum Kap des Misenus nannte, wurde der Kaiser Tiberius, weil er immer noch nicht sterben wollte, unter seinen Bettdecken erstickt. Noch heute haftet der Name des schrecklichen Kaisers

Nero an so manchem Punkte dieser Küste. Die carceri di Nerone, bagni di Nerone u. dgl. erinnern im Volksmunde immer noch an jene Schreckenszeit, deren frische Eindrücke hier dem Apostel auf Schritt und Tritt entgegentraten und ihm einen Begriff davon gaben, was für ein Kaiser es war, auf den er sich berufen hatte, und der sein Richter sein sollte.

Heute ist in Pozzuôli, wie der Name jetzt lautet, aus alter Zeit nicht mehr viel zu sehen. Außer dem Hafendamm, an dem Paulus gelandet ist, steht nur noch das Serapéum, eine Reihe von Marmor- und Granitsäulen, die einst zu der Markthalle und einem mit ihr verbundenen Tempel gehörten. Gut erhalten ist auch noch das prächtige Amphitheater, welches gerade in den Tagen des Paulus dem jungen Kaiser Nero dadurch verhängnisvoll werden sollte, daß er hier zum erstenmal als Theaterspieler auftrat und damit eine Bahn betrat, die ihn immer weiter herunterbrachte, bis er sich endlich dort als barfußer Flüchtling an der salarischen Straße beim Nahen seiner Verfolger mit dem Schwert durchbohren ließ mit den Worten: „Welch ein Künstler stirbt in mir!" Uns aber ist das liebliche Städtchen, das man von Neapel aus mit der Straßenbahn in einem Stündchen leicht erreichen kann, und das so schmuck und frisch von seiner Höhe herniederschaut auf das Meer und den prächtigen Golf, eine Stätte heiligerer Erinnerungen. Denn hier ist im Frühling des Jahres 62 der Apostel Europas an abendländischen Gestaden gelandet.

Am achten Tage nach der Landung in Putéoli war es, als ein militärisch bewachter Zug, an der Spitze der Centurio Julius, am Serapéum vorbei auf der Straße nach Rom landeinwärts zog. Zwischen den beiden Bergen, die hinter Pozzuôli liegen, führte die Straße in ein herrliches Land hinein, das im Glanze des Frühlings vor den Augen der Wanderer lag. Das waren die altberühmten Gefilde Kampaniens, die heutige terra di lavoro, die zu den fruchtbarsten Gegenden Europas gehört und dem Landmann zweimal im Jahre eine reiche Getreideernte liefert.

Nördlich von Kapua, dessen uraltes gewaltiges Amphitheater heute noch unsere Bewunderung erregt, erreichte man die berühmte Via Appia, die Appische Straße. Der Censor Appius Claudius hatte diese Straße schon i. J. 312 v. Chr. während der Samniterkriege erbaut, um Rom mit Kapua zu verbinden. Noch heute ist die alte Straße fast auf der ganzen Strecke zu erkennen. Die heutige Straße läuft meist nebenher, so daß es hier ein Leichtes ist, die Spuren des Apostels zu verfolgen. Vieles erinnerte ihn hier im herrlichen Tale des Volturnus an seine morgenländische Heimat am Cydnus, Orontes und in Palästina. Dieselben schlanken Pinien, deren feines Geäst sich am blauen Himmel Italiens abzeichnete, dieselben Olivenwaldungen, dieselben baumhohen Reben, welche weite schattige Lauben bildeten, dieselben weit ausgedehnten Feigenhaine. Von der Mündung des Volturnus an hielt sich die Straße dicht am Meeresufer. Der Mons Massicus, dessen Weine Virgil und Horaz besingen und dessen Rebenbäume auch heute noch die stattlichsten sind, die ich in ganz Italien gesehen, sendet hier eine Bergspitze weit ins Meer hinaus, die Punta di Mondragone.

Diese mußte in langem Marsch umgangen werden. Dann aber öffnete sich plötzlich der herrliche Blick auf den Golf von Gaëta. Die Via Appia durchzog hier das Flußgebiet des Liris der Alten, des heutigen Garigliano. Bei Minturnä bildet er ausgedehnte Sümpfe, in denen einst der römische Feldherr Marius, der Besieger der Cimbern und Teutonen, gefangen wurde. Heute führt die Straße einsam dahin, oft von baumhohen Aloëstauden rechts und links eingefaßt. Aber zur Zeit des Paulus herrschte hier ein glänzendes Leben. Die ganze Küste entlang zogen sich die Prachthäuser und Villen der vornehmen Römer, die hier ihren Landaufenthalt nahmen. Es ist kaum glaublich, wie viele und herrliche Prachtbauten die Römer auf dieser Strecke aufgeführt hatten. Das ganze Meer entlang von Terracina bis nach Neapel, und wiederum rings um den Golf von Salerno im Süden, zog sich eine Reihe von Marmorpaläſten dahin, ein fortlaufender Kranz von römischen Herrlichkeiten. Wer damals wie der Apostel Paulus diesen Strand verfolgte, an dem noch heute die Trümmer jener Villen stehen, die sich zum Teil mitten aus den Fluten erhoben, der mußte den Eindruck von einer großen, glänzenden menschlichen Kultur empfangen. Und in alledem war es immer wieder ein und dasselbe, was dem Apostel immer eindrucksvoller entgegentrat, die Größe Roms, dem er sich nun mit jedem Schritt mehr näherte.

In Formia wurde Halt gemacht. Das war ein alter Rastplatz für die Wanderer auf der Appischen Straße. Hier ist einer der schönsten Punkte von Italien. Noch einmal liegt die schöne Welt von Unteritalien vor dem Auge ausgebreitet, der ferne Vesuv und die duftigen Linien des Monte San Angelo, am Horizont das kleine Capri, Ischia und Procida, die Ponzainseln, und dort in nächster Nähe am andern Ende des Golfes das schmucke Gaëta. Auch Paulus hat an einem schönen Frühlingsabend hier gestanden und hinausgeschaut auf das leuchtende tyrrhenische Meer mit seinen herrlichen Inseln. Er mag an seine Gemeinden gedacht haben, die fern an den Ufern dieses Meeres waren, und die sein Auge vielleicht nie mehr sehen sollte, die Gemeinden in Antiochia, Ephesus, Troas, Philippi, Thessalonich, Korinth. Hier waren andere Menschen. Schon die Laute, die sein Ohr fortwährend vernahm, waren fremd. Man sprach hier nur noch römisch. Fast nur mit Lukas und Aristarch konnte er in seinem vertrauten Griechisch reden.

Am folgenden Tage ging's nach Tarracina, dem heutigen Terracina. An den Trümmern des Landhauses des Cicero, seines Formianum, in dem die Schergen den großen Redner ermordet hatten, und an seinem heute noch an der Straße stehenden Grabmal vorüber führte die Via Appia jetzt hinein ins Gebirge. Hier ist die großartigste Strecke der Straße. An kühnen Felsennestern vorbei, wie z. B. Itri, der berüchtigten Heimat des Fra Diavolo, über gewaltige Bogen und Unterbauten, die wir heute noch bewundern, durch wilde Schluchten, deren kahle Felswände unwillkürlich an manche Gegenden Palästinas erinnern, führt der Weg einen halben Tag lang hindurch, bis man kurz vor dem schmucken Fondi, dem ehemaligen Fundi, die Ebene wieder erreicht. Schon taucht hier in der Ferne am Rande der Ebene das Volskergebirge auf, dessen äußerste Spitze am Meere das Vorgebirge von

Terracina bildet. Von hier an begleiteten den Apostel auf der appischen Straße zuweilen die ragenden Grabdenkmäler der römischen Großen, wie man sie noch heute rechts und links in Trümmern stehen sieht. Das Vorgebirge von Terracina tritt mit ungeheuern Felswänden bis dicht ans Meer hervor. Die Römer haben aber schon in ältester Zeit so viel weggesprengt, daß die Via Appia sich eben noch zwischen den himmelhohen Felskolossen und der Meeresbrandung hindurchwinden kann. Wie zum Triumph über diese gewaltige Leistung haben die römischen Straßenbaumeister in die Felsen ihre Zeichen gemeißelt, die man heute noch sieht. Durch dies enge Felstor, den berühmten Engpaß von Lautulae, wo die Römer i. J. 315 v. Chr. so heldenmütig mit den Samnitern gekämpft haben, wo einst Quintus Fabius Maximus dem Hannibal den Weg nach Rom verlegt hat, zog auch Paulus am Abend des zweiten Tages hindurch.

Hinter dem Felsenpaß lag die erste Stadt von Mittelitalien, Tarracina „auf weithin glänzenden Felsen gelegen". Noch heute sind die hohen, schimmernden Felswände von Terracina von ferne schon das Wahrzeichen der Stadt, die in alter Volskerzeit den Namen Anxur führte, und über welcher heute von hochragendem Gipfel der alte „Palast des Theodorich" träumerisch auf das weite Meer hinabschaut. Hier ließ Julius wahrscheinlich das zweite Nachtquartier halten. In jedem Hause von Terracina hört man des Nachts die ernste gewaltige Melodie des rauschenden Meeres. Hier hat Paulus für lange Zeit zum letztenmal dieses Rauschen gehört, das ihm von Jugend auf so vertraut gewesen ist. Am nächsten Morgen ging's landeinwärts nach Rom.

Die pontinischen Sümpfe dehnten sich unabsehbar vor den Wanderern aus, als sie am nächsten Morgen von Tarracina aufbrachen. Zwei Tage lang mußten sie diese sonst wegen ihrer giftigen Fieberdünste gefürchtete Gegend durchziehen, die aber damals im März, wo die Hitze noch nicht über den Sümpfen brütete, noch ohne Gefahr passiert werden konnte. Eine schwermutvolle Verlassenheit liegt über den pontinischen Sümpfen. Die Straße zieht sich heute wie damals schnurgrade durch eine prächtige vierfache Allee von Ulmen durch die romantische Einsamkeit. Alte Meilensteine erinnern an die große Vergangenheit dieser uralten Heerstraße. Ferne zur Rechten rändert das Volskergebirge die Ebene. Zur Linken springt stolz und kühn das Kap der Circe ins Meer hinaus, als Heimat der mächtigen Zauberin aus der homerischen Sage wohlbekannt. Später sieht man nur noch die einsame Ebene mit ihren Herden von Rindvieh, Pferden und gefährlichen Büffeln, die einen aus den nassen Sümpfen auftauchend mit stieren Augen anglotzen. Der Westhorizont ist abgeschlossen durch einen endlosen dunklen eintönigen Uferwald, der die Küste begleitet, die sogenannte Macchia. „Darüber das Klagegeschrei der Habichte und Falken und hochschwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen der Rinderherden, Luft, Farbentöne stimmungsvoll wie die Urwildnis." Neben der Straße aber zieht sich, genau wie es uns Horaz aus der Zeit des Paulus beschreibt, der schon von Augustus angelegte Kanal delle botte. Auf ihm pflegten sich wohlhabendere Reisende auf flachen Booten rasch durch die Sümpfe ziehen zu lassen, um den schädlichen Fieberdünsten möglichst schnell zu entgehen.

Die Einrichtung ist noch heute wie damals: an einen flachen Kahn sándalo genannt, wird mit langem Seil ein Pferd gespannt, und so werden Menschen, Vieh, Früchte und Waren weiterbefördert.

Das nächste Nachtquartier wurde nach anstrengendem Marsche in Forum Appii bezogen (Luther: „Appifor"). Horaz ist in seiner Satire, in der er diesen Weg beschreibt, auf dies einzige elende Nest inmitten der Sümpfe übel zu sprechen. Er nennt es ein wegen seiner Kneipen voll rohen Schiffervolkes übelberüchtigtes Nest:

Differtum nautis cauponibus atque malignis.

Noch heute hat der Ort den Namen Foro Appio behalten. Ein großer Denkstein an der Straße mit einer Inschrift zum Gedächtnis des Kaisers Nerva erinnert noch an die alte Kaiserzeit. Landschaftlich ist das der anziehendste Punkt, den man in den Sümpfen berührt. Am südlichen Horizont sieht man in der Ferne das Kap der Circe. Im Osten stehen die Volskerberge in ziemlicher Nähe, und von stattlicher Höhe schauen die weißen Häuser von Sezza, dem alten Setia der Volsker, hernieder. Dahinter ragen die Lepinischen Berge, mit manchem freundlichen Städtchen und Dörfchen gekrönt, hoch empor. Im Nordosten sieht man schon von ferne das Albanergebirge. Es sind seit jenem Abend, wo Paulus hier in einem der Wirtshäuser einkehrte, achtzehn Jahrhunderte verflossen. Aber die Züge der Natur sind dieselben geblieben. Nur der Ort selbst ist stiller geworden. Es stehen nur noch vier Gebäude, worunter ein armseliges Wirtshaus, da, die von ferne an orientalische Karawanserein erinnern.

Aber so elend der Ort selbst auch war, an dem Paulus mit den übrigen Gefangenen und seinen beiden treuen Gefährten, müde und matt angekommen war, ihn erwartete hier eine große, freudige Überraschung. Boten von Putéoli hatten den Christen in Rom die Ankunft des Apostels gemeldet. Da hatte eine große Bewegung die dortigen Brüder ergriffen. Schon vor drei Jahren hatte ihnen Paulus selbst einen Vorboten gesandt, seinen Römerbrief. Den hatten sie als ein teures Kleinod so gut aufbewahrt, daß er selbst durch den Brand von Rom und die Christenverfolgung, die bald beginnen sollte, bis auf uns gekommen ist. Durch diesen Brief hatte ihnen der Apostel schon seit Jahr und Tag gepredigt. Damals hatte er ihnen seine baldige Ankunft in der Welthauptstadt gemeldet. Aber jetzt lagen fast drei schwere bange Jahre der Gefangenschaft dazwischen, und auch jetzt noch kam er in Ketten. Sie konnten seine Ankunft in der Stadt nicht abwarten. Zwei Scharen machten sich nach einander auf, ihn einzuholen. Die eine kam zwei Tagereisen weit bis zum 43. Meilenstein nach Forum Appii, die andere eine Tagereise weit bis Tres tabernae (Luther: „Tretabern"). In Forum Appii traf ihn die erste Schar. Eben kam der Zug der Soldaten und Gefangenen ermüdet und bestaubt an, da traten dem erstaunten Apostel die Christen von Rom mit freudestrahlenden Gesichtern entgegen und begrüßten ihn mit Brudergruß und Bruderkuß.

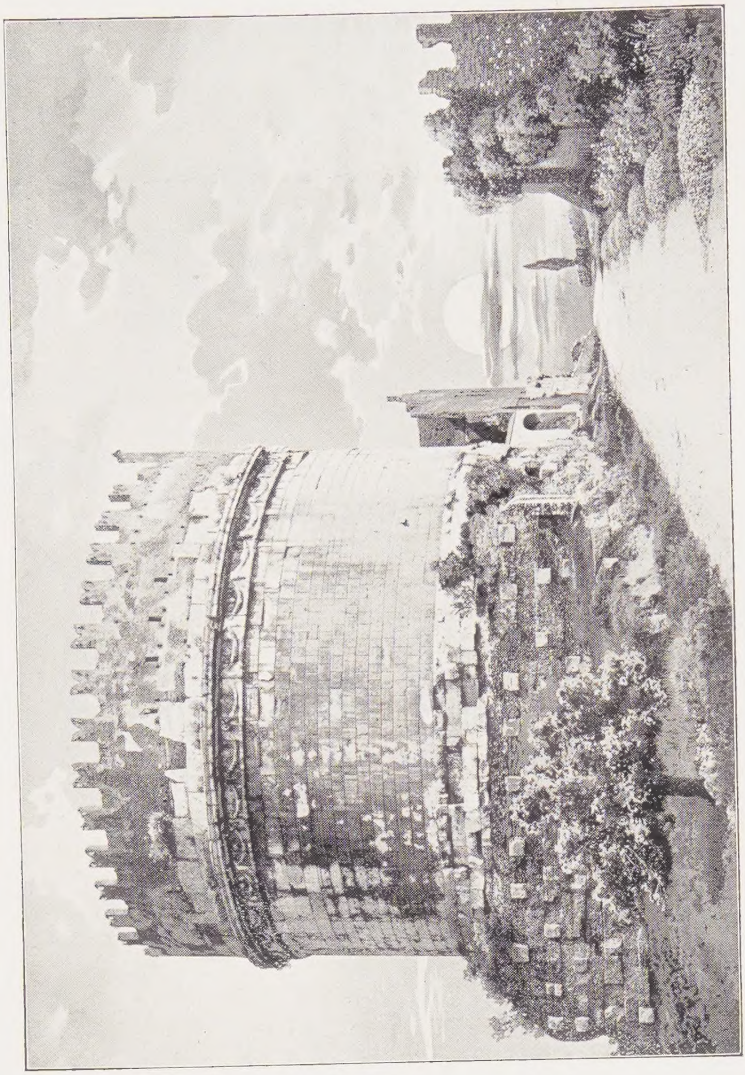
Tiefbewegt begrüßte Paulus die Brüder. Er brach in laute Freudenbezeugungen aus und dankte Gott vor ihnen allen für diese freundliche Führung. Der Anblick der Brüder richtete seinen Mut wieder auf, der beim Hineinziehen in eine so fremde Welt, in die Kerker Roms,

vor einen ſo verworfenen Kaiſer, der Aufrichtung wohl bedürftig geweſen ſein mag (Ap.-Geſch. 28, 15). Jetzt, wo er ſich von einer Schar von Chriſten umgeben ſah, war ihm Rom keine fremde Stadt mehr. So ging es denn am nächſten Tage mit neuem Mut durch die letzte Strecke der pontiniſchen Sümpfe. Es war die Schar der Zukunft, die hier unter dem Geleite der römiſchen Krieger zur Welthauptſtadt zog, Paulus, Lukas, Ariſtarch, die römiſchen Chriſten. Aber das Gefolge des Apoſtels wurde noch größer. Gegen Mittag gelangte der Gefangenenzug am Ende der pontiniſchen Sümpfe zu einer Station der appiſchen Straße, die den Namen tres tabernae führte, d. h. die drei Tavernen oder Wirtshäuſer. Wahrſcheinlich iſt dies das heutige, von der Burg der Gaëtani überragte freundliche Städtchen Ciſterna, das in der lieblichen Umrahmung ſeiner Gärten und Weinberge nach der eintönigen Wanderung durch die Sümpfe dem Auge einen wohltuenden Eindruck macht. Aber den Paulus erwartete hier noch ein viel höherer Genuß, als nur der Anblick lachender im Frühlingsſchmuck prangender Gärten. Hier ſtand die zweite Schar von Chriſten aus Rom bereit, ihn zu begrüßen. Die Freude und der Jubel von Forum Appii wiederholte ſich, und mit wachſendem Gefolge und wachſendem Mute zog Paulus weiter, der Welthauptſtadt entgegen.

Von hier aus bot die Landſchaft ein ganz verändertes Bild. Schon zeigten ſich ganz nahe die Vorhöhen des Albanergebirges, das ſich nahe vor Rom erhebt. Veliträ, das heutige Velletri, damals in hohen Ehren als Stammort des regierenden juliſchen Kaiſergeſchlechtes, blieb rechts auf der Höhe liegen. Der Rückblick iſt hier namentlich abends von überraſchender Schönheit. Die ganze unabſehbare Ebene der pontiniſchen Sümpfe liegt im Glanze der Abendſonne drunten wie ein wogendes Meer. Zur Linken dehnen ſich in langem Zuge die Volskerberge. In weiter Ferne grüßt noch einmal das ſtolz und einſam aufſteigende Vorgebirge der Circe, und zur Rechten ſieht man weithin bis zu den Ponzainſeln das glänzende Meer. Von hier ging's hinauf in die Albanerberge. Die Perle dieſes Gebirges, der tief eingeſchloſſene Nemiſee, blieb droben zur Rechten liegen. Aber am Albanerſee, etwa in Arricia, der fünften Station der Appiſchen Straße, mag die letzte Nachtraſt gehalten worden ſein. Noch heute bewundern wir hier die mächtigen Unterbauten der alten Straße, über welche Paulus damals zog, und welche auf hohen Bogen über das Tal hinwegführte.

Am nächſten Morgen wurde zum letztenmal aufgebrochen. Auf der Höhe vor dem heutigen Albano erblickte Paulus zum erſtenmal die weite Ebene der Campagna, die in weitem Umkreiſe Rom umgibt. Und plötzlich ſah er auch endlich, endlich dort mitten in der Campagna den Traum ſo vieler Jahre in Wirklichkeit vor ſich, die Siebenhügelſtadt, das ewige Rom, die wunderbare Stadt, die ſich im Laufe weniger Jahrhunderte mitten in dieſer einſamen Ebene von einem kleinen Hirten- und Bauerndorf zur ſtolzeſten Beherrſcherin der Welt aufgeſchwungen hatte. Wie mag dem Apoſtel, dem Lukas, dem Ariſtarch das Herz gepocht haben, als die römiſchen Chriſten, die ſie begleiteten, dort auf der Höhe zum erſtenmal auf einen dunkeln Punkt in der Ferne deuteten und riefen: „Das iſt Rom!“

Der Reisezug stieg jetzt hinunter in die Campagna und betrat die ruhmvollste Strecke der alten Via Appia, die sich schnurgrade durch die Ebene zog bis zum Forum Romanum. Überall standen hier prächtige Grabdenkmäler zu beiden Seiten des Weges. Rechts und links



Via Appia. Grabmal der Cäcilia Metella.

schliefen die größten Helden, von denen die Geschichte Roms zu melden weiß. Alles, was Rom Großes und Herrliches erlebt hat, seine ganze ruhmvolle Vergangenheit schien sich hier zusammenzufassen in dieser ernsten Umrahmung der altehrwürdigen Appischen Straße. Und von den großartigen marmornen Grabbauten schauten die Namen der stolzesten

Geschlechter des alten Roms auf die Wanderer hernieder, die Scipionen, die Meteller, die Valerier u. a. Noch heute ist's einer der merkwürdigsten Gänge, die man in Rom unternehmen kann, wenn man im Angesichte der Campagna mit den langen malerischen Bogenreihen der alten Wasserleitungen zwischen diesen unabsehbaren Reihen von denkwürdigen Grabmonumenten dahinpilgert und den Flügelschlag der siegreichen Adler des alten Roms über seinem Haupte glaubt rauschen zu hören. Zwischen diesen Gräbern der alten Helden zog der größte Held, den Rom gesehen hat, ernst hinein in die Stadt, um die Fahne des Königs aller Könige, das Kreuz Jesu Christi sterbend aufzupflanzen auf der weltbeherrschenden Höhe des römischen Kapitols. Wohl kam er als Gefangener und in Ketten, und die vorübergehenden Römer mögen verächtlich auf den jüdischen Gefangenen in der übeln Gesellschaft von Missetätern und Verbrechern geblickt haben. Und doch war der Gefangene ein Feldherr, wie noch keiner in Rom eingezogen war, und die Weltgeschichte sollte noch Jahrhunderte lang auch in Rom wiederhallen von seinen Eroberungen. Es war ein Triumphzug des Lebens, der sich hier durch die alte Totenstraße Roms dahinbewegte, während die begleitenden Christen Roms dem Apostel die immer näher und näher vor ihren Augen sich erhebende Stadt zeigten.*)

Die Straße wurde immer belebter. Das Getöse und Geräusch einer nahen Großstadt, die Menge der begegnenden Wagen und Fußgänger, die immer häufiger werdenden Gebäude in der Nähe der Straße verkündigten schon lange die Nähe Roms, als der Zug am Stadttore ankam. Es war die Porta Capena, über welche eine Wasserleitung geführt war, weshalb gewöhnlich das Wasser auf die Hindurchgehenden herabtröpfelte. Am Circus Maximus vorbei, der für 260 000 Zuschauer Raum bot, gelangte der Zug zum palatinischen Hügel. Von dort schauten die Palastbauten der Kaiser zum erstenmal auf Paulus hernieder: die ausgedehnten Paläste des Augustus mit dem herrlichen Tempel des siegreichen Jupiter, dahinter die Paläste des Tiberius und des Caligula. Erst nach wenigen Jahren kam der Bau des in fast wahnsinniger Pracht und Größe ersonnenen „goldenen Hauses" des Nero hinzu. Hier am palatinischen Hügel bog der Zug nach rechts in die Straße Vicus patricius ein, um nach der Prätorianerkaserne zu gelangen. Bei der Kreuzung der alten Via sacra sah Paulus zum erstenmal hinein auf das römische Forum, diesen großartigsten aller Plätze der Stadt, der alle großen Tage der Geschichte Roms gesehen hat. Hier reihte sich Tempel an Tempel, Prachtbau an Prachtbau bis hinauf zum Kapitol, von wo der strahlende Tempel des kapitolischen Jupiter über dem tarpejischen Felsen, der Tempel der Juno und das Tabularium stolz auf das weltbeherrschende Rom herniederschauten.

Weiter führte der Weg über den viminalischen Hügel, über den Platz des heutigen Bahnhofes von Rom hinweg bis zu den castra

*) Diesen Augenblick sucht unser Bild zu veranschaulichen: voran Paulus, an seiner Seite einige römische Christen, zur Stadt hinüberdeutend, ringsum Soldaten mit dem Hauptmann Julius, im Hintergrunde die Gräberstraße, in welcher namentlich das heute noch stehende gewaltige runde Grabmal der Cäcilia Metella ins Auge fällt.

Paulus nähert sich Rom auf der Via Appia.
Im Hintergrunde die Albanerberge.

Praetoriana, dem Prätorianerlager. Hier führte eben noch, kurz vor seinem Sturze, der wackere Burrus, ein im ganzen Reiche bekannter gewaltiger Mann, den Befehl. Ihm überlieferte der Centurio Julius seine Gefangenen.

Nach der üblichen Gerichtsordnung mußte fünf bis zehn Tage nach Ankunft eines solchen Gefangenen eine Voruntersuchung stattfinden, die festzustellen hatte, ob die Berufung auf den Kaiser berechtigt sei, ob man des Kaisers Person mit der Sache behelligen dürfe. Es kann also nur wenige Tage gedauert haben, bis Paulus diesem Untersuchungsgerichte vorgeführt wurde, dem außer Burrus die Konsuln und einige Senatoren angehörten. Die Berechtigung der Berufung des Apostels wurde anerkannt. Bis er vor den Kaiser selbst vorgefordert würde, blieb er der Hut des Burrus anvertraut.

Dieser, ein General von gerader und rechtlicher Art, hat den Apostel mit sichtlichem Wohlwollen behandelt. Er wußte, daß es unter Umständen für seinen Gefangenen eine lange Wartezeit sein würde, bis es dem launischen Kaiser einmal paßte, ein Verhör anzustellen. Er legte ihn daher nicht in den Kerker, sondern bewilligte ihm auf Grund des mündlichen Berichts des Hauptmanns und des günstigen schriftlichen Berichtes des Festus die mildeste Art von Haft, die custodia libera. Er durfte, von einem Soldaten bewacht, eine eigene Mietswohnung in der Nähe der Kaserne beziehen.

Mit Freuden vernahmen die Christen Roms diesen günstigen Bescheid. Als stadtkundige Leute hatten sie bald eine passende Wohnung für ihn gefunden. Man kann heute noch nach dem Platze des alten Prätorianerlagers hinaufgehen, wo jetzt auch wieder eine große Kaserne auf dem Campo militare steht, und sich dort vorstellen, wie irgendwo auf dieser Höhe der etwa 62jährige Apostel mit seinem Soldaten, der ihn überall begleiten mußte und für seine Person haftbar war, und mit seinen treuen Begleitern Lukas und Aristarch seine Mietswohnung bezog. Er konnte nach Belieben ausgehen und Besuche empfangen. Nur bei Nacht war er mit seinem kriegerischen Wächter durch eine Kette zusammengeschlossen.

Es war eine Zeit furchtbarer Entartung, in welcher Paulus in Rom eintraf. „Nach den Bürgerkriegen," so sagt treffend Gregorovius, „und nach Augustus trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete." Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft erkämpft und errungen hatte. Seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreiches gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten. Denn auch der Genuß der Herrschaft wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Klaudius war ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant bewundert sein.

Die Religion, die heilige Ehrfurcht vor etwas Höherem, war dieser Welt ganz abhanden gekommen. An die alten Götter glaubte kein Mensch mehr. Aber weil das Bedürfnis nach dem Glauben an eine höhere Welt dem Menschenherzen zu tief eingepflanzt ist, griff man jetzt nach den mannigfaltigsten Ersatzmitteln, Sterndeuterei, Traumauslegung, Wahrsagerkunst, morgenländischen Kulten und ägyptischem Mithrasdienst. Staatlich gab es eigentlich nur noch eine Religion, die Kaiserverehrung. Die Kaiser waren die Götter Roms. War der Kaiser tot, so wurde sein wächsernes Bild auf den Scheiterhaufen gelegt, die Flamme entzündet, die gefesselten Adler losgelassen, und wenn sie sich zugleich mit den lohenden Flammen gen Himmel schwangen, dann hatte sich der Genius des Kaisers zum Himmel erhoben. In Rom, in den Provinzen, im ganzen Reiche wurde auf unzähligen Altären den Kaisern geopfert. Und man wird sich erinnern, wie viele Christen bei den bald beginnenden Christenverfolgungen in den Märtyrertod gehen mußten, weil sie sich weigerten, dies Opfer mitzumachen.

Wie lebten aber diese kaiserlichen Götter des Reiches? In Rom bildete ja das Treiben des Kaisers das Tagesgespräch. Jeden Tag drangen neue Nachrichten in die Mietswohnung des Paulus, bei denen ihm die Ohren gellen mochten. Wenige Tage oder Wochen nach seiner Ankunft war das Haupt des edlen und gerechten Burrus gefallen, der bisher allein noch mit seiner Festigkeit den Zügellosigkeiten des Nero einen Widerstand entgegengesetzt hatte. Sein Nachfolger Tigellinus, ein Ungeheuer in Menschengestalt, fand seine Lust daran, den Kaiser zu immer neuen Verworfenheiten aufzustacheln. Nero war jetzt 25 Jahre alt. Als er mit 17 Jahren den Thron bestiegen hatte, schaute alle Welt voll Hoffnung auf den hochbegabten, edeln Jüngling, der sein Reich zu beglücken versprach wie keiner seiner Vorgänger. Aber diese Hoffnungen waren längst schrecklich getäuscht worden. Es war noch das Harmloseste, daß der eitle Jüngling als Spieler, Komödiant, Musikant, Kutscher um den Beifall der Menge buhlte. Auch seine ans Ungeheuerliche grenzende Verschwendung, seine Reisen, bei denen sein Park nie weniger als tausend Wagen haben durfte, der wahnsinnige Bau des „goldenen Hauses" von Hügel zu Hügel über das Tal hinweg wäre ja noch zu ertragen gewesen. Aber seine Mordlust, mit der er durch Gift und Dolch Mutter, Tanten, zwei Gemahlinnen, jede Art von Verwandten, seinen Präfekten Burrus, seinen Lehrer Seneka, jeden Untertanen, der seiner Laune nicht behagte, aus dem Wege räumte, diese Blutgier, die Hinrichtung auf Hinrichtung anordnete, erfüllte fast täglich die Hauptstadt mit starrem Entsetzen. Seine Sittenlosigkeit überstieg alles Dagewesene. Auch Paulus muß davon gehört haben, als Tigellinus im zweiten Jahre seiner Gefangenschaft jenes scheußliche Fest veranstaltete, von dem man sich in ganz Rom erzählte. Ein Floß fuhr den Tiber hinab, von einem mit Gold und Elfenbein überzogenen, mit unermeßlichem Prunk ausgestatteten Schiffe bezogen. Buhlknaben waren die Ruderer. An den Ufern waren mit Musik und Illumination die schamlosesten Anstalten getroffen, um den Kaiser unter der vornehmen Frauenwelt Roms die empörendsten Schandtaten der Unsittlichkeit ausüben zu lassen. Eine Scheußlichkeit, die in das Gefängnis des Paulus drang, übertraf die

andere, und eigentlich war nichts von Schlechtem und Gemeinem mehr übrig, was er noch hätte tun können.

In diese Welt, aus der der Verwesungsgeruch sittlicher Fäulnis in das ganze Reich hinausdrang, war schon lange vor der Ankunft des Paulus das Evangelium, und mit ihm die Hoffnung sittlicher Rettung und Erneuerung eingezogen. Wie mit Flügeln war das Evangelium auch ohne die unmittelbare Mitwirkung des Paulus über die Welt gezogen. An allen Enden des Reiches, in Syrien, Palästina, Ägypten, Nordafrika, Italien tauchten wie Lichter in der Nacht Christengemeinden auf, überall mit dem mächtigen Drang, sich auszudehnen, die Welt zu erobern. „Als ob die Engel Botenläufer gewesen", war die Predigt von dem Gekreuzigten in Judäa schon bis nach Rom gedrungen und umschwebte wie mit Adlers Fittichen bereits das weltbeherrschende römische Kapitol. Schon der Römerbrief, den Paulus drei Jahre vor seiner Ankunft geschrieben hatte, ist uns ein urkundlicher Nachweis von dem Vorhandensein einer großen Christengemeinde in Rom. Vielleicht hatten Augenzeugen des ersten Pfingstfestes die erste Nachricht vom Heilande noch im Jahre seiner Auferstehung und Himmelfahrt nach Rom gebracht (Ap.-Gesch. 2, 10). Hauptsächlich aber waren es Christen aus den paulinischen Gemeinden, Antiochia, Ephesus, Korinth, welche bei dem allgemeinen Zuge der Welt nach Rom ihr Beruf und Geschäft hierher geführt hatte, und welche die Gelegenheit ergriffen hatten, auch hier die Botschaft von Jesus zu verkündigen. Wir haben ja früher schon gesehen, welch eine Menge von Bekannten in Rom der Apostel im 16. Kapitel seines Römerbriefes grüßen läßt. Fast alle Namen, die er dort nennt, sind griechisch oder römisch, so daß wir auch hieraus deutlich ersehen, daß der weit überwiegende Teil der Gemeinde ähnlich wie in Antiochia nicht jüdischen, sondern heidnischen Ursprungs war. Es war also eine Gemeinde, die in Paulus schon längst ihren Apostel liebte und verehrte.

Aber gerade dadurch, daß die Gemeinde wie die in Antiochia vorwiegend aus früheren Heiden bestand, war es gekommen, daß die Juden in Rom vom Christentum bis dahin fast ganz unberührt geblieben waren. Die Synagoge war den dortigen Christen, einfachen Kaufleuten und Handwerkern, verschlossen. Sie wären gar nicht in der Lage gewesen, den schriftgelehrten Juden mit der nötigen Rüstung rabbinischer Gelehrsamkeit entgegenzutreten. Überhaupt führte die Judenkolonie in Rom ein eigenartiges, abgeschlossenes Dasein. Seit alter Zeit, wo sie Julius Cäsar begünstigt hatte, bewohnten sie das Judenviertel jenseits des Tiberflusses, der mit seinen dort zahlreich anlegenden Schiffen den Krämern, Händlern und Trödlern mancherlei zu verdienen gab. Schon früher, bei der Anwesenheit des Paulus in Thessalonich und Korinth, haben wir erfahren, daß elf Jahre vor seiner Ankunft in Rom der Kaiser Klaudius wegen heftiger Tumulte und Streitigkeiten im Judenviertel eine Massenaustreibung aller Juden angeordnet hatte. Aber sie waren bald wiedergekommen. Es lebten jetzt schon wieder 40000 bis 60000 Juden in der Stadt und hatten keinen geringen Einfluß auf das hauptstädtische Leben. Zwar waren sie allgemein verhaßt. Das bettelhafte Auftreten ihrer Armen, die mit allerlei

Handelsplunder in ihren Tragbündeln schacherten; die zähe festgehaltenen jüdischen Eigentümlichkeiten, die den allgemeinen Spott herausforderten; die Unreinlichkeit im Ghetto, wo sie am Vatikan, der heutigen Residenz der Päpste, in Trastevere in schmutzigen, winkligen Gassen am Tiber zusammengedrängt wohnten; die Zudringlichkeit, mit der sich die wohlhabenderen in allen Stellungen, in der man keine Juden wünschte, als Beamte, Theaterspieler, Schriftsteller, ja sogar in der Armee einzunisten wußten; die Tatsache, daß die reichen jüdischen Bankherren und Wucherer manchen stolzen Namen Roms in ihren Schuldbüchern stehen hatten; der Umstand, daß in immer größerer Zahl Römer, namentlich Frauen, selbst aus den vornehmsten Kreisen sich aus der trostlosen Öde ihrer Religion zu dem ernsten Glauben Israels flüchteten und allwöchentlich den Weg zu den Synagogen in Trastevere fanden, das alles wirkte zusammen, um den allgemeinen Spott und Haß Roms auf das Haupt des Judenvolkes zu sammeln, das laut kaiserlicher Verordnung im Judenviertel am Vatikan für sich wohnen mußte.

Kaum war Paulus in Rom angekommen, so suchte er Gelegenheit, diesem seinem Volke das Evangelium zu predigen. Schon im Römerbriefe hatte er der jüdischen Minderheit der Gemeinde sein brennendes Verlangen ausgesprochen, seine „Gefreundten nach dem Fleisch" durch Christus gerettet zu sehen (Röm. 9, 1 ff.). Seine dortige Losung: „Den Juden zuerst und dann auch den Griechen" entsprach nicht nur einer Gottesordnung, sondern auch dem innersten Bedürfnis seines Herzens. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft lud er die Häupter der Judenkolonie zu sich ein, um sich ihnen vorzustellen und ihnen Aufklärungen über seinen Prozeß und seine Lehren zu geben. Sie kamen. Paulus empfing sie, mit einer Kette gebunden (Ap.-Gesch. 28, 20). Er erzählte ihnen den Hergang seiner Verhaftung und Gefangenschaft. Er habe sich in Jerusalem keines Verstoßes gegen die jüdischen Gesetze schuldig gemacht. Das römische Gericht habe ihn freigesprochen. Aber durch den Widerstand der Juden habe er sich gezwungen gesehen, sich auf den Kaiser zu berufen. Der Grund ihrer Feindschaft liege aber darin, daß er die Erfüllung der messianischen Hoffnung durch das Kommen Jesu predige. Und hierüber sei er ihnen gegenüber zu jeder Rechenschaft bereit und habe sie eben deswegen zu sich gebeten.

Die jüdischen Vorsteher erwiderten, sie hätten weder mündlich noch schriftlich etwas Nachteiliges von ihm erfahren. Aber sie seien begierig, in größerem Kreise etwas über seine Lehre zu hören. Denn das wüßten sie wohl, daß diese Sekte an allen Enden den heftigsten Widerspruch herausgefordert hätte.

Paulus war dazu bereit. Um auch anderen Juden die Teilnahme zu ermöglichen, wurde ein bestimmter Tag für die Versammlung im Hause des Paulus anberaumt. Viele Juden kamen. Es war ein warmer Frühlingstag im März, wo man sich in Rom gut im Freien aufhalten kann. Der ganze Säulenhof des Hauses war voll von Gästen. In ihrer Mitte stand Paulus. Er predigte seinen Volksgenossen Christus unermüdlich vom Morgen bis zum Abend. Er legte ihnen die schlagendsten Beweise aus ihren heiligen Büchern, aus dem Gesetze Moses und

den Propheten vor. Der Mittag kam, der Abend kam, noch predigte er. Es war, als ob nach dem zweijährigen Schweigen in der Gefangenschaft in Cäsarea auf einmal die Schleusen seiner Beredsamkeit wieder geöffnet wären, als ob er selbst nicht müde werden könnte, endlich wieder die große Aufgabe seines Lebens zu erfüllen, von Christus zu zeugen. Er hörte nicht eher auf, als bis sich die Sonne über dem vatikanischen Hügel zum Untergang neigte.

Die Meinungen der anwesenden Juden waren geteilt. Manche von ihnen hatten einen so tiefen Eindruck von der Persönlichkeit des Paulus und seinen Worten empfangen, daß sie gläubig wurden. Aber noch mehrere widersprachen, und es kam zu heftigen Worten. Paulus war davon nicht überrascht. Er hatte ja nun seit 25 Jahren, seit seiner ersten Predigt in der Synagoge in Damaskus, immer wieder dieselben Erfahrungen mit den Juden gemacht. Es stimmte auch mit den Propheten überein. Mit Wehmut erinnerte er sich eines Wortes des Jesaja, das er auch hier wieder traurig erfüllt sah, und das er nicht unterlassen konnte, ihnen selbst wie eine letzte Warnung ins Gewissen zu rufen: „Das Herz dieses Volkes ist verstockt! Seine Ohren sind verhärtet und seine Augen geblendet, so daß es mit sehenden Augen nicht sieht und mit hörenden Ohren nicht hört und sein Herz nicht einsichtig wird und sich bekehrt, daß ich ihnen hülfe.“ Aber er fügte auch noch das Wort hinzu, das für ihn den größten Triumph der göttlichen Gnade bedeutete, für jüdische Ohren aber ein Entsetzen war, daß das Reich Gottes fortan nicht mehr an die Juden gebunden sei, sondern alle Völker in sich aufnehme, und daß diese Heiden es dankbar und froh annehmen würden.

Als die Juden dies hörten, gingen sie entrüstet hinaus und ließen den Apostel allein. Aber noch lange gärte in ihren Herzen, was sie an diesem Tage in der Wohnung des Paulus vernommen hatten, und oft konnte man sie noch im Ghetto darüber streiten hören. Noch manche mögen unruhig wiedergekehrt, endlich zum Glauben gekommen und der Christengemeinde beigetreten sein. Bei den übrigen aber war die Feindschaft gegen den Apostel von dem Tage an auch in Rom entschieden.

Auch die jüdische Minderheit in der Christengemeinde Roms scheint infolge seiner freien Stellung zu den jüdischen Satzungen allmählich kühler gegen den Apostel geworden zu sein. Der große Gedanke der alle Völker gleichermaßen umspannenden Liebe Gottes konnte sich eben nicht so schnell und leicht durch den Wust anerzogener jüdischer Beschränktheiten und Vorurteile hindurcharbeiten. Und Paulus war der Märtyrer, der bis in den Tod für die Geltendmachung dieses weitweiten göttlichen Ratschlusses in der christlichen Kirche kämpfen mußte, so schmerzlich auch dieser Kampf für ihn sein mochte gerade denen gegenüber, die ihm hier in der fremden Stadt die nächsten hätten sein sollen.

So kam es, daß sich in Rom von judenchristlicher Seite eine so bewußte christliche Gegenpartei gegen Paulus bildete, daß sie geradezu deswegen Christus in ihrem Sinne predigten, um seinem wachsenden Einflusse Abbruch zu tun, um ihre jüdische Engherzigkeit der Gemeinde aufzuzwingen, um ihn zu verdächtigen und zu bekämpfen. „Etliche, so sagt er Phil. 1, 15, predigen Christum um Neids und Haders willen

und nicht lauter; denn sie meinen, sie wollen eine Trübsal zuwenden meinen Banden." Immer wieder kommen sie ihm mit dem alten Lied, man müsse, um Christ zu werden, sich erst beschneiden lassen. „Die Hunde, die bösen Arbeiter!" so ruft er zornig (Phil. 3, 2) aus, indem er an den Schaden denkt, den sie der Gemeinde zufügen.

Wie war es denn um diese Zeit sonst um das Leben des Apostels bestellt? Wir wollen versuchen, uns ein Bild davon zu machen. Im Jahre 37 war er in Damaskus zum Apostelamt berufen worden. Somit war er jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre lang Apostel. Wäre es in unserer jubiläumslustigen Zeit gewesen, so hätte man ein großartiges fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert, wobei um den „Herrn Jubilar" gewöhnlich trotz aller demütigen Wendungen der Weihrauchkessel gehörig geschwungen wird.

Paulus hat kein Jubiläum gefeiert. Wenn er auf die hinter ihm liegenden 25 Jahre zurückblickte, so sah er äußerlich darin nur die Bestätigung jener Worte, die ihm sein Herr in seine Berufung hineingeschrieben hatte: „Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen." Schon seine äußere Lage mußte ihn daran erinnern. Er war ja ein Gefangener.

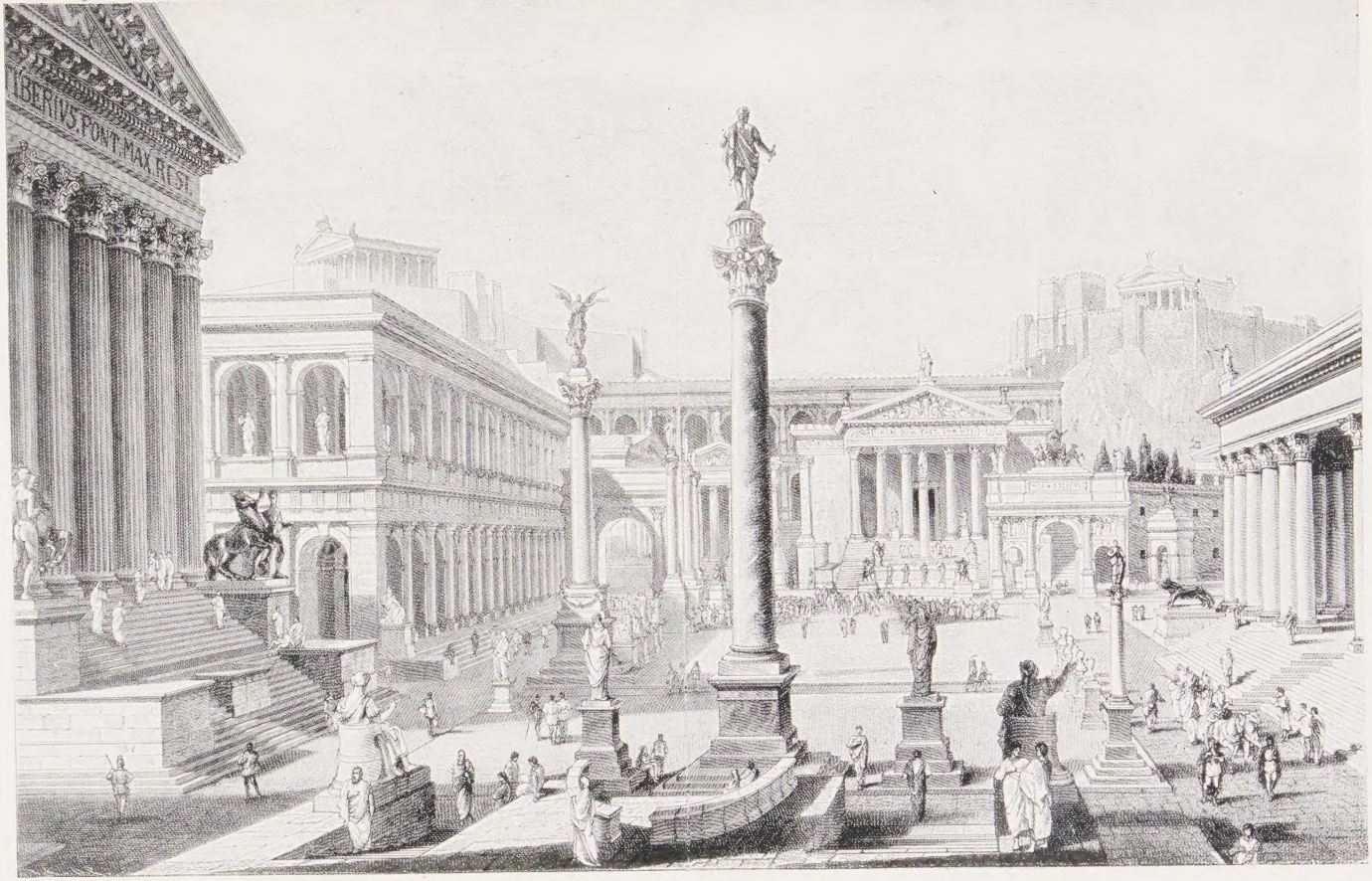
Aber es war doch immerhin nicht eine Gefängniszelle, in die er eingesperrt war, sondern eine eigene Mietswohnung, wenn er sie auch Tag und Nacht mit dem ihn bewachenden Soldaten teilen mußte. Gewiß hat er dort manchen lieben Besuch empfangen. Schon drei Jahre vor seiner Ankunft, im 16. Kapitel des Römerbriefes, das freilich manche als an eine andere Gemeinde gerichtet ansehen, läßt Paulus vierundzwanzig Gemeindeglieder mit Namen grüßen. Sie haben ihn gewiß oft in seiner Gefangenenstube besucht. Da waren z. B. die wohlbekannten Ehegatten Aquila und Priscilla, die ihm schon so viel Liebes erwiesen, ja einmal ihr Leben für ihn aufs Spiel gesetzt hatten. Da waren Andronikus und Junias, die einmal, wir wissen nicht wo, die Gefangenschaft mit ihm geteilt hatten. Da war Rufus, der vielleicht ein Sohn des Simon von Kyrene war, den Markus (Kap. 15, 21) den Vater des Alexander und Rufus nennt. Und der Mutter des Rufus gibt er sogar den zärtlichen Namen „die auch meine Mutter ist". Vielleicht hat er bei seinen Besuchen in Jerusalem einmal bei ihr gewohnt und ihre mütterliche Fürsorge erfahren. Drei christliche Gemeinschaften in Rom nennt er dort, die in verschiedenen Häusern Roms zusammenzukommen pflegten. Die Gemeinde muß also schon ziemlich groß gewesen sein.

So mag der Apostel in seiner Wohnung in der Nähe der Kaserne manchmal freundlichen Zuspruch gehabt haben. Der liebste von allen aber war ihm sein treuer Timotheus. Wir kennen ihn ja längst, diesen Schüler und später unermüdlichen und hingebenden apostolischen Gehülfen des Apostels. Zwischen beiden hatte sich ein Verhältnis der Liebe und Zusammengehörigkeit entwickelt, wie es sonst nur zwischen Vater und Sohn stattfindet. So lange er in Rom war, hat er wahrscheinlich die Wohnung mit seinem geistlichen Vater geteilt. Mit wahrer Zärtlichkeit schreibt Paulus im Philipperbriefe (2, 20 ff.) von ihm: „Ich habe hier sonst keinen, der so denkt wie er, und der so selbstlos für

euch besorgt ist. Wie vertrauenswert er ist, wisset ihr selbst. Denn wie ein Kind dem Vater hilft, so hat er mir geholfen im Dienste des Evangeliums." Es muß dem Apostel ein wahrer Trost gewesen sein, diesen herrlichen Mann, der jetzt über 30 Jahre alt sein mochte, zeitweise bei sich zu haben.

Zwischenhinein fielen wohl die Tage, wo Paulus zum Verhör vor den Kaiser gefordert wurde. Lukas berichtet uns zwar in seiner anscheinend unvollendet abgebrochenen Apostelgeschichte nichts davon. Aber nach Kap. 27, 24 ist es unzweifelhaft, daß er solche Verhöre vorausgesetzt hat. Da stand dann Paulus vor diesem gekrönten Scheusal, dem damals allmächtigen Herrn der Welt. Der Kaiser Nero saß auf seinem elfenbeinernen Sessel, um ihn seine Ratgeber, jedenfalls auch der General Burrus. Geckenhaft war sein bis tief auf den dicken Nacken herabhängendes Haar mit peinlicher Sorgfalt geordnet. Aus dem aufgedunsenen Gesicht schauten den Apostel seine sinnlichen, boshaften Augen an. Wie mag diesem dabei zumute gewesen sein! Aber das Verhör dauerte nicht lange. Nero war, wie Sueton berichtet, bei Gerichtssitzungen schnell gelangweilt, verhandelte nur einen Punkt des Prozesses und vertagte dann die Verhandlung für später. So mag es auch Paulus gegangen sein. Darauf deutet wenigstens die Tatsache, daß er wegen einer so einfachen Sache mindestens zwei Jahre als Gefangener warten mußte.

Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß bei einem solchen Verhör vor dem Kaiser auch der bekannte Philosoph Seneca, der Erzieher des Kaisers, der in solchen Dingen sein Ratgeber war, den Apostel kennen gelernt habe. Eine verbürgte Nachricht hierüber haben wir nicht. Aber sollte nicht Paulus während seiner mindestens zweijährigen Gefangenschaft auch mit den geistig bedeutenden Kreisen Roms in Berührung gekommen sein? Eine solche Persönlichkeit konnte selbst in der Welthauptstadt nicht lange verborgen bleiben. In allen Weltstädten, in die wir ihn bisher begleitet haben, in Antiochia, Thessalonich, Korinth, Ephesus, wurde er überall, ohne es zu wollen, sehr bald in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Und auch hier in Rom war es nicht etwa ein stilles Gefangenendasein, das er führte, sondern er war unablässig in vollster Tätigkeit. Denn Lukas faßt in den beiden letzten Versen der Apostelgeschichte den Inhalt dieser Zeit folgendermaßen zusammen: „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge und nahm auf alle, die zu ihm einkamen, predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus mit aller Freudigkeit unverboten." Jedes Wort dieses zusammenfassenden Berichtes ist vielsagend. Es müssen also sehr viele Leute bei ihm aus- und eingegangen sein. Tatsächlich berichten uns auch die apokryphen, aber uralten Linus-Akten, daß Seneca mit Paulus verkehrt habe. Senecas Schriften weisen ja bekanntlich so auffallende Anklänge an Worte und Gedanken des Neuen Testamentes auf, daß ihn schon Augustin und Hieronymus, aber auch das ganze Mittelalter und auch Zwingli unbedenklich für einen Christen gehalten haben. Eine zuverlässige geschichtliche Nachricht haben wir hierüber nicht. Wir müssen daher die Sache dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber ist es ein anziehender Gedanke,



Tempel der Dioskuren. Basilika Julia. Tempel des Saturn. Triumphbogen des Tiberius. Rostra (Rednerbühne des Cäsartempels.) Tempel der Concordia. Carcer Mamertinus. Tempelchen des Janus. Basilika Æmilia.

Das römische Forum.

sich den Apostel in dieser Zeit in seiner Mietswohnung im Verkehr auch mit den geistig bedeutenden, nach einer höheren Wahrheit suchenden Männern Roms zu denken.

Aber er kam auch in die Stadt hinaus. Er hatte ja Ausgangsfreiheit. Nur mußte sein Soldat immer an seiner Seite bleiben. Staunend stand er dann vor den Herrlichkeiten der Weltstadt, die seither wohl nicht mehr ihresgleichen gehabt haben. Keine unserer heutigen Weltstädte hat eine solche Fülle glänzender Prachtbauten. Da waren zahllose Tempel, eine ungeheure Menge von Bildsäulen in Straßen und auf öffentlichen Plätzen, riesenhafte Palastbauten der alten Familien, überall eine Fülle von Kunstschätzen, die aus der ganzen Welt zusammengeschleppt waren. Auf Straßen und Plätzen fand Paulus ein buntes Völkergemisch aus allen Teilen der damals bekannten Welt. Da waren außer den Römern und Italiern Griechen, blonde Germanen, Briten, Spanier, Nordafrikaner, braune Ägypter und Araber, Kleinasiaten und Syrier, teils Besucher, die in Rom zu tun hatten, teils Sklaven, die von überallher hierher verkauft waren. Ohne Zweifel ist Paulus oft auch auf dem römischen Forum, dem glänzendsten Platze der Stadt und der Welt, gewesen. Unser Bild will einen Eindruck von ihm geben. Über seine Prachtbauten und Tempel erhob sich hoch das römische Kapitol, daran anschließend der Palatinhügel mit den Kaiserpalästen. An der Südwestseite des Forums lief die Via sacra, die bewegteste Straße der Stadt, auf der auch die Triumphzüge einherzuschreiten pflegten, während von allen Seiten die herrlichsten Tempel, Säulenhallen und Paläste auf sie herabschauten.

Aber das waren für Paulus Dinge, die er doch nur im Vorübergehen kennen lernte. Was sein ganzes Dichten und Trachten ausfüllte, das war das Evangelium, der Bau der römischen Gemeinde, die durch diesen Gefangenen einen ganz neuen Mittelpunkt erhalten hatte. Wenn auch der judenchristliche Teil ihm viel zu schaffen machte und ihm manche kummervolle Stunde bereitete, so hatte er doch an der übrigen Gemeinde umsomehr Freunde. Er rühmt es ihr nach, daß sie sich durch seine Gefangenschaft nicht entmutigen ließ, sondern daß „viele (wörtl.: „die meisten") Brüder in dem Herrn aus meinen Banden Zuversicht gewonnen haben und desto kühner geworden sind, das Wort zu reden ohne Scheu" (Phil. 1, 14). Der Mut, mit dem ihr Führer seine Bande trug, war ihnen ein neuer Beweis für die Wahrheit und Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache. Sie wußten, daß er seine Ketten „im Herrn" trug; und darum vertrauten sie auch, daß der Herr seine Sache um so sicherer zum Siege führen werde. Und so war es eine kühne Begeisterung, eine furchtlose Zuversicht, welche fast die ganze Gemeinde gerade wegen der Gefangenschaft des Apostels erfüllte.

Es machte aber auch außerhalb der Gemeinde Eindruck, daß er lediglich um der Verantwortung des Evangeliums willen ganze Jahre seines Lebens in Gefangenschaft zubrachte (Phil. 1, 17). Jedermann, der ihm näher trat, sah ein, daß er nicht um eines Verbrechens, sondern um seiner Überzeugung willen diese Bande trug. Und man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es um das Evangelium und um den Herrn etwas Großes sein müsse, wenn der Gefangene

um seinetwillen alles willig ertrug. Im ganzen Prätorianerlager war dies die allgemeine Ansicht. Dort war Paulus eine bekannte Persönlichkeit. Von der dort liegenden kaiserlichen Leibwache, die 9000 Mann zählte, wurde ja immer wieder ein anderer Soldat zur Bewachung des Gefangenen befohlen und täglich mehrmals abgelöst. Nachts war Paulus mit einer Kette an den Kriegsmann angeschlossen. Da das aber zwei Jahre lang so fortging, mögen wohl tausend Soldaten und drüber mit ihm bekannt geworden sein. Sie waren ja dann nicht nur seine Wächter, sondern unwillkürlich auch seine Zuhörer. Wenn die Christen Roms um ihren Apostel versammelt waren, so hörte immer auch ein Bewaffneter stille zu. Und mancher mag zuerst von der allgemeinen Verehrung für den Gefangenen, dann von der Macht und Wahrheit des Evangeliums ergriffen, in die Reihen der Gemeinde eingetreten sein (Phil. 1, 13).*) Dasselbe günstige Urteil hatten nach derselben Stelle noch viele andere Römer gewonnen. Prätorianer, Gerichtsdiener, Schüler, Freunde, alle wurden zu Boten, welche die Sache des Paulus und damit die des Evangeliums in der vorteilhaftesten Weise in immer weiteren Kreisen der Weltstadt ausbrachten. Ja selbst in den kaiserlichen Schlössern, im Palatium auf dem palatinischen Hügel, wo der verworfene Nero residierte, gab es schon Christen. Im Philipperbriefe (4, 22) bestellt Paulus der Gemeinde Grüße von den Heiligen „in des Kaisers Hause", worunter man Beamte oder Sklaven des kaiserlichen Hofes zu verstehen hat.

Einmal aber war ihm in dieser Zeit eine besonders große Freude und Überraschung beschieden. Ein lieber Gast trat nämlich über seine Schwelle, der ihm aus weiter Ferne Grüße und Liebesgaben übers Meer brachte: Epaphroditus aus Philippi. Mit der dortigen Gemeinde verband den Apostel schon lange ein besonders zartes und inniges Verhältnis. Schon früher hatten die Philipper ihm Liebesgaben nach Thessalonich geschickt, als sie erfahren hatte, daß er, ganz im Dienste des Evangeliums aufgehend, kaum so viel verdienen konnte, um davon notdürftig sein Leben zu fristen. Und während er sonst jede Unterstützung seitens der Gemeinde ablehnte, von seinen Philippern, bei denen jede Gefahr der Mißdeutung ausgeschlossen war, hatte er es dankbar angenommen. Jetzt hatte die treue Gemeinde von der Rettung ihres geliebten Apostels beim Schiffbruch und von seiner langen Gefangenschaft gehört. Da hatten sie in alter Liebe eine schöne Summe zusammengelegt und durch Epaphroditus als Geldbriefträger nach Rom geschickt (Phil. 4, 10—13). Diese treue Liebe aus der Ferne tat dem Herzen des alternden und oft einsamen Apostels unendlich wohl. Seine ganze Liebe, all die schönen Erinnerungen an die vor zehn Jahren in Philippi zugebrachte Zeit wachten auf, als der wohlbekannte Bote mit seiner Spende zur Tür hereintrat. Mit den herzlichsten Namen redet er sie in seinem Briefe an: „Meine lieben und gewünschten Brüder, meine Freude und meine Krone!" „Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlangt von Herzensgrund! Ich habe euch in meinem Herzen in

*) „Das Richthaus" bei Luther ist die Übersetzung des griechischen prätorion, womit das römische castrum praetorianorum, die Kaserne der kaiserlichen Leibgarde gemeint ist.

dieſem meinen Gefängnis, darin ich das Evangelium verantworte und bekräftige." Wie lange Epaphroditus als Gaſt des Apoſtels in Rom weilte, wiſſen wir nicht. Aber wir erfahren, daß er, nachdem er ihm längere Zeit die treueſten Dienſte als Diener, Gehülfe und Mitſtreiter geleiſtet, von einer tödlichen Krankheit ergriffen wurde. Wahrſcheinlich war es die Malaria, welche den an die geſunde Berg- und Seeluft Macedoniens Gewöhnten infolge der Fieberdünſte der nahen Campagna erfaßt und beinahe das Leben gekoſtet hatte. Da ſehnte er ſich wieder nach Hauſe, und mit Worten, die ihn hoch ehren, ſandte ihn nun der Apoſtel zu ſeinen Philippern zurück (Phil. 2, 25—30). Aber er gab ihm auch eine Gabe mit, die nicht nur der Gemeinde Philippi, ſondern der ganzen chriſtlichen Kirche einer ihrer koſtbarſten Schätze und Kleinodien geblieben iſt, ſeinen Philipperbrief. Kein Brief läßt uns ſo tief in das Herz und Gemüt des Apoſtels hineinblicken, in keinem tritt das ſchöne Verhältnis des Apoſtels zu ſeinen Gemeinden, auch ſein ausgeſprochenes Bedürfnis der Liebesgemeinſchaft unter äußerer Verlaſſenheit und Trübſal ſo ergreifend hervor wie in dieſem. Auch aus geſchichtlichen Gründen iſt er uns wertvoll. Denn er iſt die einzige Quelle, aus der wir etwas Sicheres über den Aufenthalt des Apoſtels in Rom erfahren, durch die wir einen Blick hineintun können in ſein Leben und Treiben während ſeiner zweijähriger Gefangenſchaft. Der Brief iſt offenbar gegen Ende dieſer zwei Jahre, alſo wohl zu Anfang des Jahres 64 geſchrieben. Denn die Stellen 1, 12—20; 2, 26—30 ſetzen eine längere Anweſenheit in Rom voraus.

Es ſind wechſelnde Stimmungen, die den Brief durchziehen. Bald ſieht er ſeine ungewiſſe Lage vor ſich, das Damoklesſchwert der kaiſerlichen Verurteilung über ſeinem Haupte, und ruft in Todesfreudigkeit aus: „Sehnlich erwarte und hoffe ich, daß mit aller Freudigkeit Chriſtus hochgeprieſen werde an meinem Leibe, es ſei durch Leben oder Tod — denn Chriſtus iſt mein Leben und Sterben iſt mein Gewinn!" (Phil. 1, 20 ff.). Bald ſieht er wieder mit zuverſichtlicher Hoffnung in die Zukunft und ſagt: „In guter Zuverſicht weiß ich, daß ich bleiben und bei euch allen ſein werde." Trotz ſeiner hülfloſen Lage in der Gefangenſchaft erheben ſich die Zeichen einer kommenden neuen, großen Zeit vor ſeinen Augen. In ganz Rom wird ſchon Chriſtus verkündigt. Das Lager der kaiſerlichen Leibgarde iſt voll von der Botſchaft des Evangeliums. Selbſt im Kaiſerſchloß auf dem Palatin gibt es Knie, die ſich dem Herrn Jeſus beugen. In der weiten Welt leuchten die zerſtreuten Chriſtengemeinden wie brennende Fackeln, die bald die Nacht des Heidentums vertreiben werden (Phil. 2, 15). Und prophetiſch erhebt er ſchon ſein Auge bis zu dem letzten endlichen Triumph des Chriſtentums, wo ſich im Himmel und auf Erden und unter der Erde alle Knie dem Herrn beugen und zur Ehre Gottes des Vaters alle Zungen bekennen ſollen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſei (Phil. 2, 11). Das klingt wie Siegestrompeten aus der ſtillen Gefangenenſtube in Rom und zeigt uns, welch froher Mut, welche Gewißheit des nahen Sieges die große Seele des Apoſtels erfüllte.

Iſt nun ſeine Hoffnung, die er im Anfang des Jahres 64 mit ſo viel Zuverſicht ausgeſprochen hat, daß er ſelbſt bald in Freiheit geſetzt

werden würde, in Erfüllung gegangen oder nicht? Bevor wir diese Frage beantworten, müssen wir uns einem Ereignis zuwenden, das sich in demselben Jahre 64 zugetragen hat und das bei der Beantwortung dieser Frage von jeher eine große Rolle gespielt hat.

Es war am 19. Juli des Jahres 64, als in Rom am Zirkus zwischen dem palatinischen und cälischen Hügel plötzlich Feuer ausbrach. Längs des Zirkus standen lange Reihen von Bretterbuden, voll von feuergefährlichen Stoffen. Im Nu waren sie von den Flammen ergriffen. Ein starker Wind strich gerade über Rom und jagte die Flamme brausend durch den ganzen großen Komplex von Gebäuden. Bald war das ganze Stadtviertel ein einziges Feuermeer. Mit unaufhaltsamem Ungestüm erfaßte das Feuer Straße um Straße, durcheilte die Ebene, kletterte die Hügel hinan. Die engen, winkligen Gassen der Stadt waren wie Zunder für das entfesselte Element. Das Wehegeschrei von Tausenden von Frauen und Kindern übertönte das Prasseln der Flammen, das Heulen des Windes. Hülflos flüchteten die vom Feuer Überraschten von Gasse zu Gasse. Überall schauten ihnen Flammenmauern entgegen, überall war der Ausgang versperrt. Eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte in der ganzen Stadt. Die einen wollten retten, andere löschen, Hunderte erstickten in Rauch und Feuer und wurden unter den zusammenstürzenden Balken ihrer Häuser begraben.

Dabei sah man unheimliche Gestalten durch die brennenden Straßen eilen, die bestimmt schienen, das Feuer allerorten zu schüren. Sie schleuderten Feuerbrände in die noch unversehrten Gebäude. Wollte jemand löschen, so hinderten sie ihn mit den schwersten Drohungen. Sie wüßten wohl, so riefen sie, von wem sie ihren Auftrag hätten. Viele wollten in ihnen die Kammerdiener des Nero erkennen. So kam es denn, daß sich das Feuer mit ungehemmter Gewalt fast über die ganze Stadt verbreitete. Tag und Nacht brannte das alte Rom wie ein ungeheurer Ofen. Tags qualmten unabsehbare Rauchwolken düster über Rom dahin. Nachts glühte ein blutrotes schauerliches Flammenmeer über der Campagna. Die Herrlichkeit Roms, Tempel, Paläste und Arkaden stürzten krachend zusammen. Die ältesten Heiligtümer, die ehrwürdigsten Tempel der Stadt, unersetzliche Kunstschätze sanken in das heiße Flammengrab hinab. Als am siebenten Tage der Feuersbrunst am äußersten Rande des Esquilin endlich Halt geboten wurde, da war an Stelle der alten Stadt der Väter fast nur noch ein riesiger rauchender Schutthaufen zu sehen, über dem sich in sommerlichem Glanze der blaue Himmel Italiens wölbte. Von den vierzehn Stadtbezirken waren nur vier unversehrt. Von den übrigen zehn waren drei gänzlich verschwunden, während in sieben andern nur noch wenige zerrissene und halbverbrannte Trümmer standen.

Ein Schrei der Wut ging durch das obdachlose Volk von Rom. Drohend wandte sich der Grimm der Menge gegen den Kaiser. Man wußte, daß er sich während des Brandes ganz ruhig in dem berühmten Luxusbade Antium an der nahen Meeresküste amüsiert hatte. Erst als sich das Feuer seinem eigenen Palaste zu nähern begonnen hatte, war

er herbeigeeilt. Von Mund zu Mund lief das Gerücht, daß er nachts auf dem Turme des Mäcenas gestanden, entzückt in das furchtbar schöne Schauspiel der in blutrotem Feuerscheine brennenden Stadt hineingeschaut und, die Zither in der Hand, in seinem bekannten Theaterkostüm die Verse vom Brande Trojas vorgetragen habe. Jetzt, als das Feuer gelöscht war, ließ er die umfassendsten Maßregeln treffen, um dem furchtbaren Notstande der obdach- und brotlosen Massen zu steuern. Baracken wurden schleunig gebaut, Getreide verteilt. Aber das half alles nichts. Man sah darin nur das wohlberechnete Mittel, den Verdacht von sich abzulenken. Durch die Reihen der Unglücklichen, denen urplötzlich Haus und Hof über dem Kopfe angezündet war, ging immer drohender das Gemurmel, daß niemand anders der Brandstifter sei als der Kaiser. Das alte Rom sei ihm nicht schön genug gewesen, er habe ein neues gewünscht, und zu dem Ende habe er ihnen ihre Häuser anzünden lassen. Und die Tatsache, daß der Kaiser sofort mit prächtigen Bauplänen für ein neues Rom hervortrat, konnte den allgemeinen Glauben an seine Schuld nur bestärken. Es ist ein vergebliches Bemühen neuerer Kritiker, ihn davon freizusprechen. Jedenfalls kam ihm der Brand für seine Baupläne sehr gelegen, und so wandte sich der allgemeine Verdacht mit nur zu gutem Grunde gegen ihn.

Da griff der Unmensch zu einem scheußlichen Mittel, um die Wut des Volkes von sich ab- und auf ein anderes Ziel zu lenken. Er ließ öffentlich bekannt machen, man habe bündige Beweise dafür entdeckt, daß die Christen, diese Feinde des menschlichen Geschlechtes, den Brand gestiftet hätten. Jetzt wandte sich das Volk racheschnaubend gegen die unschuldige junge Gemeinde. Es begann ein schreckliches Morden in den noch übrigen Straßen Roms. Die treuen Christen, die noch vor einigen Jahren den Apostel so freudig von Forum Appii und Tres tabernä abgeholt, die sich so oft um ihn versammelt hatten, mußten jetzt unter ausgesuchten Foltergualen den Märtyrertod erleiden.*) In den Gärten des Nero am Vatikan wurden die Verurteilten gekreuzigt, andere in Tierhäute genäht und von Bluthunden zu Tode gezerrt. Als die Dunkelheit hereinbrach, begannen neue Martern. Das Volk wanderte durch die kaiserlichen Gärten. Rechts und links standen brennende Fackeln: das waren lebendige Christen, mit Pech begossen, an Pfähle gebunden und zur Belustigung des Volkes angezündet. Nero selbst fuhr im roten Flammenscheine lebendiger Fackeln im Aufzuge eines

*) Bei dieser Gelegenheit taucht zum erstenmal bei einem Profanschriftsteller mit Sicherheit der Name der Christen auf. Die betreffende Stelle in den Annalen des Tacitus lautet: „Um dem Gerede ein Ende zu machen, gab Nero den sogenannten Christen, die wegen schändlicher Taten verhaßt waren, die Schuld und belegte sie mit ausgesuchten Strafen. Der, von dem dieser Name ausgegangen ist, Christus, war unter der Regierung des Tiberius vom Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden. Zuerst wurden solche ergriffen, welche (unter der Folter) bekannten. Alsdann auf deren Anzeige eine ungeheure Menge nicht sowohl der Brandstiftung, als des Menschenhasses überwiesen. Noch in ihrem Tode wurde Spott mit ihnen getrieben. Sie wurden in Felle wilder Tiere eingenäht und dann Bluthunde auf sie gehetzt, die sie zerrissen. Andere wurden ans Kreuz geheftet. Wieder andere wurden zum Feuertode bestimmt. Für dies Schauspiel hatte Nero seinen eigenen Park hergegeben. Wenn sich der Tag neigte, mußten sie sich zur nächtlichen Illumination verbrennen lassen."

Römische Christen im Zirkus den wilden Tieren vorgeworfen.

Wagenlenkers, hoch auf goldener Quadriga stehend, hindurch, während unter dem Jauchzen des Volkes die letzten Seufzer der sterbenden Christen sein Ohr kaum berührten.

Das war „die grause Feuertaufe der heidnischen Welthauptstadt zum Christentum". Mit einem Schlage ist das Christentum in den Mittelpunkt der Weltgeschichte gerückt, das Licht der Christenheit wie auf einen riesigen Leuchter hinaufgesetzt, daß die ganze Welt seinen ernsten Feuerglanz sehen muß. Der Brand Roms ist wie eine blutige Morgenröte des Christentums über der Welthauptstadt, auf einen stürmischen Tag deutend, in dem die Sonne Christi siegen soll. Die große Welt ist aufmerksam geworden auf die junge Macht, und in einem Flammenmeer sucht sie sie zu begraben. Aber schon redet der erste Schriftsteller jener Zeit von einer „ungeheuren Menge" von Christen in Rom. Und der Märtyrertod so vieler Tausende wird nicht vergeblich sein. Die Predigt der über den Trümmern Roms geschlachteten Christengemeinde kann die Welt nicht mehr überhören. Wie Jesus am gewaltigsten gepredigt hat durch seinen Tod am Kreuz, so die römische Christengemeinde durch ihren Flammentod. In der ganzen Welt redete man von ihr. Und von nun an sollte die Welt nie mehr davon schweigen, sondern das Evangelium immer lauter erklingen von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis die ganze Erde davon erfüllt sein würde.

Aber jene heilige erste Christengemeinde in Rom, die also die Bluttaufe empfangen hat, die ungenannten Christen, deren Namen kein irdisches Heldenbuch und Märtyrerverzeichnis nennt, mit Ausnahme der wenigen, die im 16. Kapitel des Römerbriefes aufgezählt sind, wird die Christenheit in dankbarem Gedächtnis ehren, solange sie besteht.

Und nun fragen wir noch einmal: Ist die Hoffnung des Apostels auf Freisprechung und Freilassung im Jahre 64 erfüllt worden, oder hat er mit den Opfern der neronischen Christenverfolgung seinen Glauben mit dem Tode besiegelt? Wenn man den Schluß der Apostelgeschichte liest, so scheint es allerdings, als ob sich die Spur des Paulus in diesem Flammenmeer von Rom für immer verliert. Denn dort heißt es von seinem römischen Aufenthalte: „Er blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge und lehrete von dem Herrn Jesus unverboten." Diese zwei Jahre begannen im März 62 und endeten im Frühling des Jahres 64. Dieser Abschluß der Apostelgeschichte, der aber keinen Abschluß des Lebens des Paulus gibt, hat nachdenkenden Lesern seit alters ein Rätsel aufgegeben. Daß die Gefangenschaft des Paulus nach zwei Jahren ein Ende nahm, will Lukas augenscheinlich sagen, zumal da der griechische Ausdruck einen Zeitraum von genau zwei Jahren bezeichnet. Aber womit hat die Gefangenschaft geendet? Mit dem Tode? Dann wäre es unbegreiflich, warum Lukas diesen krönenden Abschluß seines Lebens nicht erwähnt. Sollte er den Tod des Mannes, dem er während des größten Teiles seines Werkes auf Schritt und Tritt mit Bewunderung gefolgt ist, gekannt und doch mit Stillschweigen übergangen haben? Das ist undenkbar. Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, daß nach zwei Jahren, im

März 64, die Freisprechung des Paulus erfolgt ist, und daß er etwa ein Vierteljahr vor dem Brande Roms und der anschließenden Christenverfolgung die Hauptstadt verlassen hat. Auch dann hat es freilich immer noch etwas Auffallendes, daß Lukas von dieser Freisprechung und den späteren Schicksalen des Apostels nichts mehr sagt. Der unvermittelte Abschluß der Apostelgeschichte macht den Eindruck, als ob wir es mit einem abgebrochenen, noch nicht zum Schluß gebrachten Werke zu tun haben. Sollten nicht die recht haben, welche annehmen, daß Lukas die Absicht gehabt hat, in einer späteren Fortsetzung seines Werkes die weiteren Reisen des Apostels hinzuzufügen?

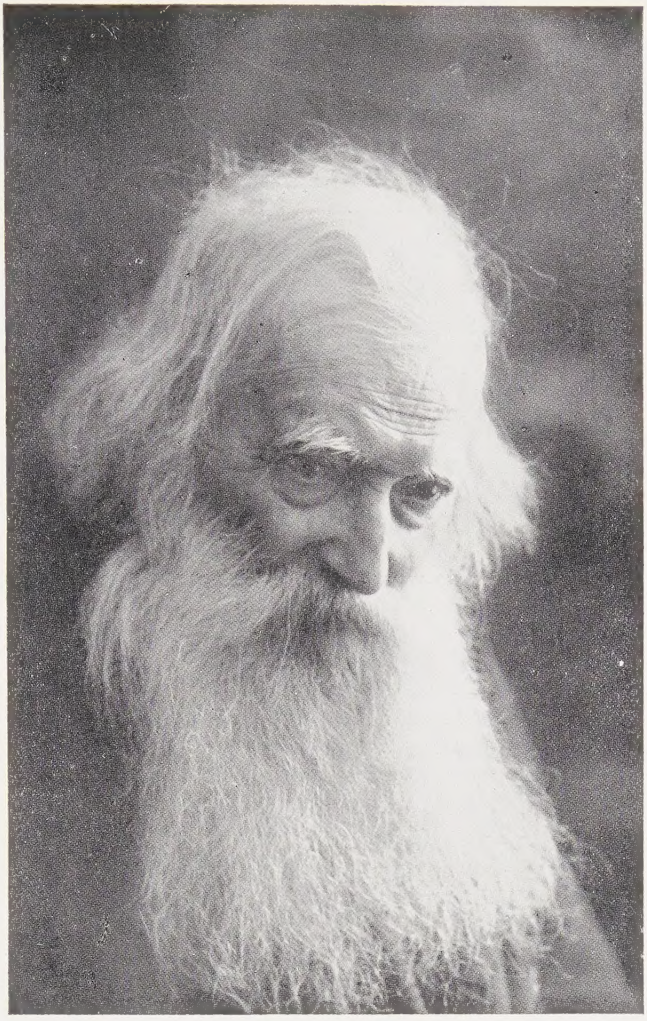
Es deuten aber auch sonst alle Spuren, welche uns die Geschichte aufbehalten hat, darauf hin, daß Paulus noch vor dem Brande Roms freigesprochen worden ist und seine apostolische Tätigkeit noch einmal aufgenommen hat. Seine bestimmte Hoffnung, die er im Philipperbriefe ausgesprochen hatte, hatte ihn also nicht getäuscht (Phil. 1, 25; 2, 23—24). Der durchaus günstige Bericht des Prokurators Festus, der dem Spruche des kaiserlichen Gerichtes zugrunde lag, und der den Paulus als unschuldig bezeichnete, machte auch eine Freisprechung wahrscheinlich. Das Muratorische Fragment, eine römische Handschrift aus dem zweiten Jahrhundert, beweist, daß man damals in der Gemeinde in Rom selbst von einer Reise des Paulus nach Spanien als von einer unzweifelhaften Tatsache redete. Bestätigt wird diese Nachricht durch die berühmte Stelle in dem etwa dreißig Jahre nach dem Tode des Paulus geschriebenen Briefe des Klemens von Rom († 102 n. Chr.) an die Korinther. Er war jedenfalls ein Schüler des Paulus, vielleicht der Phil. 4, 3 genannte. Sein Brief wurde in Korinth noch lange hoch gehalten und in einem Teile der ersten Christenheit zum Neuen Testament gerechnet. In diesem heißt es: „Paulus hat auch den Preis der Geduld erlangt. Nachdem er siebenmal Ketten getragen, verfolgt und gesteinigt worden ist, als Prediger der Gerechtigkeit im Morgenlande und Abendlande gewirkt hat, ist ihm der herrliche Preis des Glaubens zuteil geworden. Nachdem er den ganzen Erdteil in der Gerechtigkeit gelehrt hat und bis in den äußersten Westen gelangt ist und vor den Obersten Zeugnis abgelegt hat, ist er als das erhabenste Vorbild der Standhaftigkeit von der Welt genommen worden und an den heiligen Ort gegangen." Unter dem „äußersten Westen" kann man vom Standpunkte Roms und der Alten aus nur Spanien verstehen. Und erst nach dieser von Paulus längst beabsichtigten (Röm. 15, 24) Reise nach Spanien berichtet Klemens noch von dem Zeugnis des Apostels vor den Obersten in Rom, dem sein Hingang folgte.

Hierzu kommen aber auch aus dem Neuen Testamente zahlreiche Stellen, welche diese Nachrichten bestätigen und nur dann verständlich werden, wenn wir die Freisprechung im Jahre 64 und eine zweite Gefangenschaft etwa im Jahre 67 annehmen. Die sogenannten Pastoralbriefe an Timotheus und Titus passen mit ihren persönlichen und örtlichen Beziehungen in keine Zeit im Leben des Paulus, außer in die nach der ersten römischen Gefangenschaft. Sie müssen also nachher geschrieben sein. Nach den Angaben dieser Briefe scheint sich Paulus nach seiner Freilassung zuerst noch einmal zu seinen Gemeinden im

griechischen Osten begeben zu haben. Wir finden seine Spuren in Kreta, von wo ihn im Jahre 62 der furchtbare Sturm nach Malta verschlagen hatte (Tit. 1, 5), in Mazedonien, wo er sich schon durch seinen Philipperbrief angemeldet hatte, sogar in Nikopolis in Thracien, wo er einen Winter zubringen wollte (Tit. 3, 12), in Troas und Milet in Kleinasien (2 Tim. 4, 13. 20) und dann zweifellos auch in Ephesus, wo er nun doch noch einmal gegen seine bange Ahnung vom Jahre 59 auf dem Höhepunkte seiner apostolischen Wirksamkeit, auf dem Schauplatz so heftiger Kämpfe erscheinen, seinen getreuen Ephesern ins Auge blicken und sein inzwischen zu noch schönerer Blüte gelangtes Werk noch weiter fördern konnte.

Auf diesen Reisen an den Küsten des ägäischen Meeres muß den Apostel die erschütternde Nachricht vom Brande Roms und von der furchtbaren Christenverfolgung erreicht haben. Fast die ganze Christengemeinde der Hauptstadt hatte mit einem Schlage ein Ende gefunden. Die meisten waren tot, und im Tode auch die beiden gegnerischen Richtungen geeinigt. Die übrigen waren geflüchtet und in alle Winde zerstreut. Der erste Gedanke des kühnen Mannes mag gewesen sein, sofort auf den gefährlichen Posten zu eilen. Aber das hätte jetzt wenig Wert gehabt. Erstens gab es jetzt wohl gar keine Gemeinde mehr in Rom; die Geflüchteten konnten es erst nach einiger Zeit wagen, wieder zurückzukommen. Zweitens hätte Zurückkehren jetzt nur ein nutzloses Aufsuchen des Märtyrertodes bedeutet, wovon seine Gemeinden doch nichts gehabt hätten. So scheint er noch einige Zeit im Osten geblieben und dann in den fernen Westen nach Spanien gefahren zu sein. So würden wir denn den Apostel doch noch bis zum äußersten Westen, bis zu den Ufern des atlantischen Ozeans zu begleiten haben, nach denen er sich schon vor vielen Jahren in seiner morgenländischen Heimat gesehnt hatte. Aber es ist uns nicht mehr vergönnt, ihn durch die spanischen Lande am Ufer des Ebro oder durch die Straßen des reichen Gades oder Valentia zu begleiten. Denn leider hat sich kein Schriftsteller mehr gefunden, der wie der getreue Lukas diese letzten Apostelfahrten beschrieben hätte. Kein Menschenauge wird auch wohl das Dunkel mehr erhellen, das über dieser spanischen Reise liegt. Nur soviel ist sicher, daß sich in Spanien selbst keinerlei Spuren von der dortigen Wirksamkeit des Paulus erhalten haben. Vielleicht hat er sich nur ganz kurz dort aufgehalten. Vielleicht riefen ihn neue Nachrichten auf den gefahrvollen Schauplatz in Rom zurück, wo die sich wieder sammelnde schwergeprüfte Gemeinde ihren mutigen Führer nötig hatte, wenn sie sich von den furchtbaren Schlägen des Sommers 64 wieder erholen sollte. Alle Schrecken der Christenverfolgungen, von denen noch die Welt widerhallte, konnten den Apostel, wenn sein Erscheinen für die Gemeinde nötig war, nicht abhalten, auf den gefährdetsten Posten zu eilen. Er wußte, daß er so wenig wie irgend ein Apostel und Jünger die Verheißung hatte, vor Unglück, Trübsal oder grausamem Tod behütet zu bleiben. Im Gegenteil, er erinnerte sich jenes Tages von Damaskus, da ihn sein Herr wunderbar geworben hatte mit der scheinbar wenig verlockenden Aussicht: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen."

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY



Darstellung des Paulus im Alter.

Und so sah er denn etwa im Jahre 66, wahrscheinlich von Ostia kommend, die wohlbekannte Siebenhügelstadt, jetzt eine durch die Prachtbauten des Nero wie umgewandelte Neustadt, wieder vor sich liegen und zog wieder ein in die Mitte der versprengten und verschüchterten Christenschar. Wie manches teure Haupt fehlte, das er vor zwei Jahren hier zurückgelassen hatte! Wie war die damals so große Zahl von Jüngern zusammengeschmolzen! Und auch jetzt noch war der Boden Roms offenbar noch gefährlich genug. Die Anklagen und Verhaftungen wegen allgemeinen Menschenhasses scheinen noch nicht beendet gewesen zu sein. Denn kurz nach seiner Ankunft finden wir den Apostel wieder in Ketten, und diesmal wohl kaum mehr in so leichter Haft wie das erstemal. Auch manche mehr persönlichen Freunde, die ihn bei seiner ersten Gefangenschaft getröstet hatten, waren jetzt ferne, so Aquila und Priscilla, die vielleicht wegen der neronischen Verfolgung wieder nach Ephesus gezogen waren (2. Tim. 4, 19). Aber *einen* Freund traf er wieder, den getreuen Lukas, und noch einen anderen, den er hier nicht vermutet hatte, und auch ihn in der Kette, den Apostel Petrus, der sich schon in Jerusalem zu dem geistesmächtigen Paulus hingezogen gefühlt hatte. Petrus und Paulus, der Apostel der Juden und der Apostel der Heiden, sollten jetzt durch einen gemeinsamen Tod den Herrn preisen.

Seht ihr dort den alten Mann, der inmitten der Millionenstadt in seiner kleinen Kerkerzelle sitzt? Schneeweiß umrahmen Bart und Haar das nachdenkliche Gesicht, die hohe Stirn, hinter der die großen Gedanken wohnen. Aber das Auge des fast Siebzigjährigen ist noch scharf und klar. Es forscht in unergründlichen Tiefen. Er scheint nachzusinnen über die tiefen Geheimnisse des christlichen Glaubens, den er der Welt verkündet hat.

Ein Leben beispielloser Arbeit hat seine Furchen in dies Angesicht und diese Stirn gegraben. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist er von Palästina und Syrien westwärts fast durch alle Länder des römischen Reiches geeilt, um den Namen seines Herrn unter die Völker zu tragen. Trotz unseres vielgerühmten Zeitalters des Verkehrs war er ein weitgereister Mann, mit dem es auch unter den Heutigen nicht viele aufnehmen können. Zu Fuß und zu Schiff hat er insgesamt mindestens 20000 Kilometer durchmessen. Unsägliche Anstrengungen, Reisebeschwerden, Verfolgungen, Mißhandlungen haben seinem Leibe ihre Spuren eingegraben. Er trägt alte Narben, teils von den blutigen Geißelungen, teils von der Steinigung in Lystra. Fast ist er stolz auf sie wie ein alter Krieger, denn er hat schon bei einer früheren Gelegenheit (Gal. 6, 17) gesagt: „Ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe." Wie die damaligen Sklaven durch eingebrannte Zeichen als Eigentum ihrer Herren gekennzeichnet waren, so erinnerten sie ihn daran, welchem Herrn er angehörte. „Paulus, ein Knecht Jesu Christi", das war ihm ja der liebste Ehrentitel, auf den er Anspruch machte.

Und nun geht es dem Tode zu. Er ist sich darüber vollkommen klar. Er sieht den Tod kommen als Freund. Todesahnungen, überstrahlt von unaussprechlich frohen Hoffnungen des Daheimseins bei dem Herrn, durchziehen den letzten Brief, den wir von seiner Hand haben, den zweiten an Timotheus. „Ich werde schon geopfert", so schreibt er

dort, „und die Zeit meines Abscheidens ist hier. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet. Ich habe den Lauf vollendet. Ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird." Um so mehr bittet er den Timotheus, zu ihm zu eilen. Er möchte ihn noch einmal vor seinem Ende sehen (2. Tim. 4, 6—9). Einsam fühlt sich der alte Mann in seinem Gefängnis. Demas hat ihn verlassen, hat diese Welt lieb gewonnen und ist nach Thessalonich gezogen. Seine anderen Gehilfen Crescens, Titus und Tychikus hat er zu den Gemeinden in Galatien und Dalmatien und Ephesus geschickt. Erastus ist in Korinth, Trophimus in Milet abwesend. Nur der getreue Lukas, sein unzertrennlicher Gefährte im Morgen- und Abendland, ist noch bei ihm (2. Tim. 4, 10. 11). Und den Markus, den Begleiter seiner ersten Missionsreise, der nun längst wieder seine Liebe und Achtung hatte, bittet er noch einmal, zu ihm nach Rom zu kommen (V. 11). Eine Sehnsucht hat den alten Mann noch einmal nach seinen Liebsten auf Erden erfaßt, als müßte er allen vor dem letzten Abschied noch einmal ins Auge schauen.

Diese Sehnsucht war um so stärker, je mehr er sich in der letzten Zeit vereinsamt gefühlt hatte. Es gab in Rom einflußreiche Freunde, die ihm bei seiner Verantwortung vor Gericht von großem Nutzen hätten sein können. Vielleicht waren es Judenchristen. Aber als seine erste Vorladung erfolgte, da ließen sie ihn alle im Stich. Anstatt, wie man es vor den römischen Gerichten gewohnt war, von treuen Freunden umgeben, die für ihn eintraten, erschien Paulus allein. Schon schien der Richter das Verdammungsurteil bereit zu haben: Ad leonen! „Vor die Löwen!" wodurch er wie Tausende von Gefangenen zum Tode im Gefecht mit Tigern und Löwen in der Arena des Theaters verurteilt werden sollte. Aber der Herr stärkte ihn wunderbar und gab seinen Worten solche Kraft, daß er, so verlassen und allein man ihn auch gelassen hatte, noch einmal unverurteilt vom Gerichtshofe in sein Gefängnis zurückkehrte. Er kam sich vor wie einer, der aus dem schon geöffneten Rachen des Löwen errettet worden ist. Er schreibt darüber an Timotheus: „In meiner ersten Verantwortung stund niemand bei mir, sondern sie verließen mich alle. Es sei ihnen nicht zugerechnet. Der Herr aber stund mir bei und stärkte mich, auf daß durch mich die Predigt bestätigt wurde und alle Heiden höreten. Und ich ward erlöset von des Löwen Rachen. Der Herr aber wird mich erlösen von allem Übel und aushelfen zu seinem himmlischen Reich; welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen." (2. Tim. 4, 16—18.)

Das ist das letzte Wort, das des Paulus Hand geschrieben hat, ein aus bewegtem Herzen kommender Lobgesang, in den sein großes Leben ausklingt. Mit diesem im Angesichte des Todes geschriebenen Amen schließt dieser gewaltigste Schriftsteller seine Schriften. Jede von ihnen war eine weltgeschichtliche Tat. Durch die Jahrhunderte haben sie von Land zu Land, von Volk zu Volk weiter gewirkt. Sie sind wie fliegende Blätter durch Millionen von Händen gegangen in alle Zonen der Erde. Er hat mit diesem Lobpreis seiner letzten Schrift hinter das ganze Zeugnis seines Lebens ein durch die Jahrhunderte lang und laut nachhallendes „Amen!" gesetzt.

Bald darauf ist er, wie das einhellige Zeugnis der ersten Kirche berichtet, ungefähr gleichzeitig mit Petrus, etwa im Jahre 67 noch unter Nero den Märtyrertod gestorben. Dionysius von Korinth (um 170) sagt: „Beide, Paulus und Petrus, haben, nachdem sie unsere Gemeinde in Korinth gepflanzt und zusammen in Italien gelehrt haben, den Märtyrertod erlitten." Irenäus (auch um 170) schreibt: „Matthäus verfaßte sein Evangelium, als Petrus und Paulus zusammen das Evangelium in Rom predigten und daselbst die Gemeinde gründeten. Nach ihrem Hingang Markus." Von Cajus, einem Presbyter der römischen Gemeinde (gleichfalls gegen Ende des 2. Jahrhunderts), erfahren wir den Ort der Hinrichtung. Er erklärt sich bereit, seinem Gegner, dem Montanisten Proklus, die Gräber der beiden Apostel zu zeigen, das des Petrus am Vatikan, das des Paulus am Wege nach Ostia. Und Tertullian (um 200) fügt noch die Nachricht über die Todesart hinzu, wenn er sagt: „Das Haupt der Feinde Gottes, Nero, wütete auch gegen die Apostel. Unter seiner Regierung wurde, so wird berichtet, Paulus in Rom enthauptet, Petrus aber ans Kreuz genagelt." Die schmachvolle Hinrichtung am Kreuze, die an Petrus am Vatikan vollzogen wurde, durfte bei Paulus nicht angewandt werden. Als römischer Bürger durfte er nur mit dem Schwerte enthauptet werden. In der Stadt seines Bürgerrechts, um das ihn selbst Hochgestellte beneidet hatten, ist er in der Welthauptstadt gestorben und begraben worden. Dort draußen also, auf dem Wege nach Ostia, wo heute noch eine der prächtigsten Kirchen der Welt, San Paolo fuori le mura, über dem Grabe des Apostels steht, hat er sein Haupt dem Schwerte des Henkers gebeugt, um dies Leben ohnegleichen, das seit seiner Bekehrung in Damaskus im Dienste seines Herrn aufgegangen war, nun auch noch zu krönen durch den Tod für seinen Herrn. So hat er denn, wie er sich's gewünscht, seinen Lauf vollendet mit Freuden, wie einst genau dreißig Jahre früher der erste Märtyrer Stephanus, dessen Zeugentod er in Jerusalem mit Wohlgefallen angesehen hatte, und in dessen letzte Worte er nun sterbend einstimmen konnte: „Siehe, ich sehe den Himmel offen, und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen."

Dreißig Jahre sind erst verflossen seit jenem Tage, wo Jesus auf dem Ölberge seine Jünger hinaussandte mit dem Auftrage: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Menschlich angesehen war es ein unmögliches Beginnen. Wie sollten diese wenigen Männer eine an Macht, Kultur und Bildung ungeheuer überlegene Welt dahin bringen, die alten Götter zu verlassen und einen neuen Glauben anzunehmen?

Aber schon jetzt kann ein aufmerksames Auge sehen, daß der erhöhte Herr seinen Plan mit sicherer Hand auszuführen begonnen hat. Die Apostel, die hinauseilen, sind nur Werkzeuge in seiner Hand. Aber wenn wir auf diese Werkzeuge blicken, dann hebt sich groß und gewaltig aus allen heraus die hohe, wunderbare, scharfkantige Gestalt des Apostels Paulus. Über zwanzig Jahre lang im schlichten Handwerkerkleide durch das römische Reich wandernd, hat er, wenn wir sein Werk im Lichte

der kommenden Geschichte betrachten, schon ganze Weltteile mit der unwiderstehlichen Gewalt seines Geistes in seine Bahnen gezwungen. Als er auf dem Wege nach Damaskus plötzlich aus dem grimmigsten Feind in den begeistertsten Apostel verwandelt wurde, war die Kirche eine kleine, fast vernichtete jüdische Sekte. Als er in Rom sein Haupt dem Scharfrichter beugte, hatte er durch die Pflanzung von zukunftsreichen Gemeinden schon die ganze Welt mit dem Namen Jesu erfüllt. Vom Strome Antiochias an hat er das Evangelium Christi getragen hoch über den Taurus, über die unwirtlichsten Steppen Kleinasiens, durch die üppigen Fluren Phrygiens und des ionischen Kleinasiens, durch die Küsten und Täler Macedoniens, durch die klassischen Gestade Griechenlands, durch Illyrien, Dalmatien und Kreta, nach Italien und Rom bis hinein in das Lager der immer mächtiger werdenden Prätorianergarde und in die Kaiserpaläste auf dem Palatin, ja wahrscheinlich auch bis ans äußerste Ende der damals bekannten Welt, bis nach Spanien.

Er konnte in Wahrheit sagen, was er einige Wochen oder Monate vor seinem Tode geschrieben hat: „Ich habe den Lauf vollendet!" Es ist nicht von ungefähr, sondern eine Spur der führenden göttlichen Hand in seinem Leben, daß er ihn gerade in Rom vollenden mußte. Diese letzte Tätigkeit des Apostels hier im Mittelpunkte der ganzen Welt war so planvoll wie nur irgend etwas im Laufe jener wunderbaren dreißig Jahre nach der Auferstehung des Herrn. Noch ahnt man in Rom die weltgeschichtliche Bedeutung der kleinen Christenschar nicht. Der Kaiser Augustus, der den Befehl zu jener Schatzung ausgehen ließ, ahnte nicht, daß das Kindlein in Bethlehem noch nach Jahrtausenden weit über die Grenzen seiner Reiche hinaus herrschen würde. Und der Kaiser Nero ahnte nicht, daß nicht in seinen Palästen, nicht im Forum Romanum, nicht in seinen Legionen, sondern im Gefangenenstübchen des Paulus drüben am viminalischen Hügel der eigentliche Held der kommenden Weltgeschichte lag. Er hätte es als Wahnwitz verlacht, hätte ihm jemand gesagt, daß, wenn sein römisches Reich längst zu Grabe gegangen sein würde, die Predigt ohnegleichen, die Tausende von todesfreudigen Märtyrern von den Dächern des brennenden Roms gehalten hatten, noch nach Jahrtausenden durch die Welt hallen würde.

Aber Gott hatte im Leben des Paulus alles so gefügt und ihn in tausend Gefahren so lange erhalten, bis er seinem Lebenswerke in Rom die Krone aufgesetzt hatte. So oft auch der rastlose Held in Lebensgefahr geschwebt hatte, Gott hatte ihn immer bewahrt. Nicht unter den Steinwürfen in Lystra, nicht im Theater in Ephesus, nicht unter den Händen der rasenden Judenmenge in Jerusalem, nicht in seinem viermaligen Schiffbruch durfte er umkommen, sondern in Rom mußte er enden. Hier, wo die Fäden der ganzen Welt zusammenliefen, von wo aus auch die Christengemeinde Einfluß gewinnen mußte auf die ganze Welt, mußte er das Evangelium mitten in der Welthauptstadt predigen. Hier hatte der unbeugsame Mann, der mehr als einmal fast gegen die ganze damalige in jüdischer Engherzigkeit befangene Christenheit die evangelische Freiheit hatte verteidigen müssen, noch einmal vor seinem Tode die Aufgabe, der Gemeinde in der tonangebenden Kaiserstadt die Geistesfreiheit seines weitherzigen Evangeliums einzuhauchen,

damit ihr die Adlersschwingen wüchsen, frei vom lähmenden Bleigewichte jüdischer Satzungen, zum Fluge über die ganze Welt. Und daß gerade diese Gemeinde späterhin die größte Verfechterin von willkürlichen Menschensatzungen sein sollte; daß das Evangelium des Paulus von der alleinigen Gnade Jesu Christi ohne menschliche Vermittler und Gesetzesleistungen keinen größeren Feind finden sollte als Rom und seine italienischen Päpste; daß gerade von hier, dem Grabe des Paulus aus, die an die heidnische Götterlehre erinnernde Anbetung eines Weibes als der „Himmelskönigin" an Stelle der Anbetung des himmlischen Vaters in Jesus Christus einem großen Teile der Christenheit als wahres Evangelium untergeschoben werden sollte, das gehört zu jenen erschütternden Trauerspielen, wie sie uns manchmal in der Weltgeschichte entgegentreten.

Wir aber wollen, ehe wir von dem großen Apostel scheiden, noch einmal einen letzten Blick auf seine einzigartige Gestalt werfen. Was für eine Geistesarbeit und was für ein Geistesreichtum drängt sich in diesem Manne zusammen! Seit fast 2000 Jahren sitzen die größten Geister an der reichbesetzten Tafel, die er der Christenheit in seinen Briefen gedeckt hat, und noch immer finden die Nachfolgenden für sich genug vor. Noch immer werden Bücher über Bücher über ihn geschrieben, ja die Bücher über ihn und seine Schriften füllen mächtige Bibliotheken. Was es auch sei, was er in seinen Schriften anfaßt, alles fängt gleich an zu leuchten und zu blitzen vom Glanz einer höheren Welt. Mit unfehlbarer Sicherheit weiß er seinen Weg durch das Gewirre der verschiedensten Fragen zu finden, so daß jede seiner Entscheidungen eine Verordnung für die ganze Christenheit geworden ist. Wer von den anderen Aposteln hat auch nur annähernd so viel geleistet, um den Reichtum und die Gedankentiefe des christlichen Glaubens für alle Zeiten zu entfalten? Allein jene drei großen Meisterwerke, der Römerbrief und die beiden Korintherbriefe, wo oft jeder Satz wie ein geschliffener Diamant ist, sind wahre Schatzkammern der christlichen Kirche. Eine großartige Gedankenarbeit und Geistesschärfe steht hinter diesen Flugblättern, in denen er sich über den christlichen Glauben, die christliche Sittenlehre und seine großartige Geschichtsphilosophie ausspricht. Was wäre unser Neues Testament, wenn man die dreizehn paulinischen Briefe herausrisse? Zwar immer noch reich und herrlich, aber doch ein in vielen Beziehungen fast unverständlich gewordenes Bruchstück. Paulus wußte wohl, daß ihm als einem berufenen Schatzmeister der Schatz der Christenheit anvertraut war, wenn er auch bekennt: „Wir tragen diesen Schatz in irdenen Gefäßen." Auch den anderen Aposteln war er anvertraut. Doch keiner von ihnen wußte ihn mit so voller und bereichernder Hand auszuteilen wie Paulus.

Aber neben dieser beispiellosen geistigen Leistung entfaltete er zugleich eine praktische Missionstätigkeit ohnegleichen. Menschlich angesehen, hat er, abgesehen von Palästina, die damalige Christenheit geschaffen. Seitdem er jenen Auftrag in Damaskus erhalten hatte, der sein ganzes Leben mit einem gewaltsamen Ruck genau in die entgegengesetzte Richtung

zwang, weiß er sich bei aller Bescheidenheit seiner äußeren Lebensführung über die Schranken eines gewöhnlichen Einzellebens weit hinausgehoben. Er gehört fortan nicht mehr sich selbst, nicht seiner Familie, nicht seinem Volke, sondern der Welt an. Ihr ist er fortan verschuldet, und was er ihr schuldet, das ist das Evangelium: „Ich bin ein Schuldner der Hellenen und der Barbaren, der gebildeten und der ungebildeten Völker." (Röm. 1, 14.) Er kann für dieses sein Amt sehr hohe Namen finden. Er nennt sich 2. Kor. 5, 20 den Botschafter Gottes, der an Christi Statt zu den Menschen spricht, 1. Tim. 2, 7 den Herold und Gesandten, ja den Lehrer der Völker. Kurz, bei aller persönlichen Demut weiß er sich als eine weltgeschichtliche Persönlichkeit. Er hat sich diese Aufgabe nicht selbst gewählt, er muß. „Ich stehe unter einem Zwang! Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte!" ruft er 1. Kor. 9, 16 aus. Daher die unaufhaltsame Rastlosigkeit, mit der es ihn durch die ganze Welt treibt. „Weiter, weiter, liebe Brüder!", so steht über seinem Leben geschrieben. Ihn beseelt nur noch ein Gedanke: „daß das Wort Gottes laufe" (2. Thess. 3, 1). Er muß, er muß seinen Lauf vollenden. Und vollendet kann er ihm erst sein, wenn er die äußersten Grenzen der Welt erreicht hat. In diesem Laufe darf ihn nichts aufhalten, nicht die erstaunlichen Mühsale und Entbehrungen seines Reiselebens, nicht die Gefahren der Landreisen in unwirtlichen Gegenden, nicht der viermalige Schiffbruch auf dem Meer, nicht Kerker und Durchpeitschungen, nicht die unheilbare Krankheit, die ihn oft quälte, und die er mit einem spitzen, in sein Fleisch getriebenen Pfahl oder Pflock vergleicht.

Unter allen diesen Hemmungen hat er eine Arbeit geleistet, die in ihren Folgen die Menschheit umgestaltet hat, und die in der Weltgeschichte einzig dasteht. Kein Wunder, daß einer unserer größten Geschichtschreiber von ihm sagt, er sei „der Mann, welcher den größten Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt" habe. Der Zukunftswirkung seines Werkes war er vollkommen gewiß. Er hat nie daran gezweifelt. Er wußte ja, wer hinter ihm stand: der Herr. Nie hat, trotz seines gewaltigen Erfolges und Ansehens, der Gedanke seine Seele auch nur gestreift, als handle es sich um *sein* Werk, als sollte er eine Paulskirche gründen. Sein eigenes Ich war ihm wie selten bei einem Menschen ganz aufgegangen in Christus: „Ich lebe, aber in Wirklichkeit nicht ich, sondern Christus lebt in mir." (Gal. 2, 20.) An sich dachte er bei seinem Werk nicht mehr, nur an seinen Herrn. Vor seiner Bekehrung mag er auch ehrgeizige Pläne gehabt haben. Aber jetzt hatte er nur noch *einen* Ehrgeiz, ganz zu sein „ein Knecht Jesu Christi". Er hatte viel studiert, viel nachgedacht, wußte also viel. Aber vor seinen Gemeinden wollte er nichts mehr wissen „ohne allein Jesus, und zwar den Gekreuzigten" (1. Kor. 2). Das Kreuz, das Kreuz! Darin faßte sich ihm immer mehr die grundlegende Bedeutung der Erscheinung Jesu zusammen.

Unter dieser Losung hat er zur Begründung der christlichen Kirche mehr, unvergleichlich mehr geleistet als alle anderen Apostel zusammengenommen. Das sah er selbst, wie es alle Welt sehen mußte. Und zweimal, wie seine Neider den allem Selbstruhm abholden Mann dazu

drängen, spricht er es auch ruhig aus: „Ich habe mehr gearbeitet" (2. Kor. 11, 23) und: „Ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle" (1. Kor. 15, 10). Und doch, wie weit entfernt war er davon, wozu er doch ein Recht gehabt hätte, darauf stolz zu sein. Im Gegenteil, je größer seine Erfolge wurden, desto demütiger wurde er selbst. Bei ihm hieß es nicht, wie so oft: „Je älter, desto hochmütiger", sondern „Je älter, desto demütiger". Es hat geradezu etwas Rührendes, dieses Wachstum seiner Demut zu beobachten. Im Epheserbrief (3, 8) nennt er sich „den allergeringsten unter allen Heiligen"; im 1. Korintherbrief (15, 8) „eine unzeitige Geburt", weil ihm der auferstandene Herr zuletzt nach allen Aposteln erschienen ist; dann „den geringsten unter allen Aposteln, nicht wert, ein Apostel zu heißen, darum, daß ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe". Und in einem seiner spätesten Briefe (1. Tim. 1, 13—15) steigt er auf die allertiefste Stufe herunter und nennt sich „den vornehmsten unter allen Sündern". So sehen wir zuletzt diesen wunderbaren Mann vor uns: je älter, desto demütiger; je reicher mit goldenen Früchten beladen der Baum seines Lebens ist, desto tiefer neigen sich seine Zweige herab. Alles andere, was wir an ihm gerühmt haben, ist ein Zeichen seiner einzigartigen Bedeutung, Geistesgröße und Willenskraft; diese Demut aber ist das schönste Zeichen der Echtheit seines persönlichen Christentums.

Und wenn wir das alles bedenken, diese wunderbare Ausrüstung des Mannes zu seinem einzigartigen Lebenswerke, dieses Meisterwerk der göttlichen Gnade, die aus dem grimmigen Verfolger Saulus den großen Apostel Paulus gemacht hat, dann wüßten wir keine bessere Unterschrift unter sein Leben zu setzen als jenes merkwürdig prophetische Wort, das ihm einst sein Herr selbst in Damaskus (Ap.-Gesch. 9, 15) mit auf den Weg gegeben hat: „Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Völkern und vor den Königen und vor den Kindern Israel."

Mit ruhiger Zuversicht sah Paulus den Sieg des Evangeliums. Die Feindschaft der Welt schreckte ihn gar nicht. Der Gotteskraft des Evangeliums gehörte selbstverständlich der Sieg. Niemals im Laufe der Geschichte der Kirche hat so die ganze Welt mit ihrer Macht, Bildung, Wissenschaft gegen das Evangelium gestanden wie damals. Aber seit er wußte, daß die höchste Wissenschaft die ist, Christus zu erkennen, flößte ihm jede andere Wissenschaft, welche dies höchste Ziel bekämpfte, nicht den geringsten Respekt mehr ein. Siegesgewiß stand er mit seinem Evangelium auf dem Areopag in Athen wie vor dem Kapitol in Rom, in der frohen Überzeugung, daß im Evangelium von Jesus Christus alles beschlossen ist, das Heil, der Friede, die glückliche Zukunft, die Kultur und Bildung, und endlich die schließliche Vollendung und Verklärung der ganzen Welt.

Von ihm muß die heutige Christenheit diese frohe Siegesgewißheit wieder lernen. Zaghafte Gemüter meinen heutzutage manchmal, vor einer hochmütig über die Botschaft von Jesus sich erhebenden Zeitströmung und Wissenschaft könne das Evangelium nicht mehr bestehen. Haben wir wirklich Ursache zu solchem Kleinmut? Hat nicht Paulus mit seinem trotzigen Worte (1. Kor. 1, 20) recht: Wo sind die Klugen?

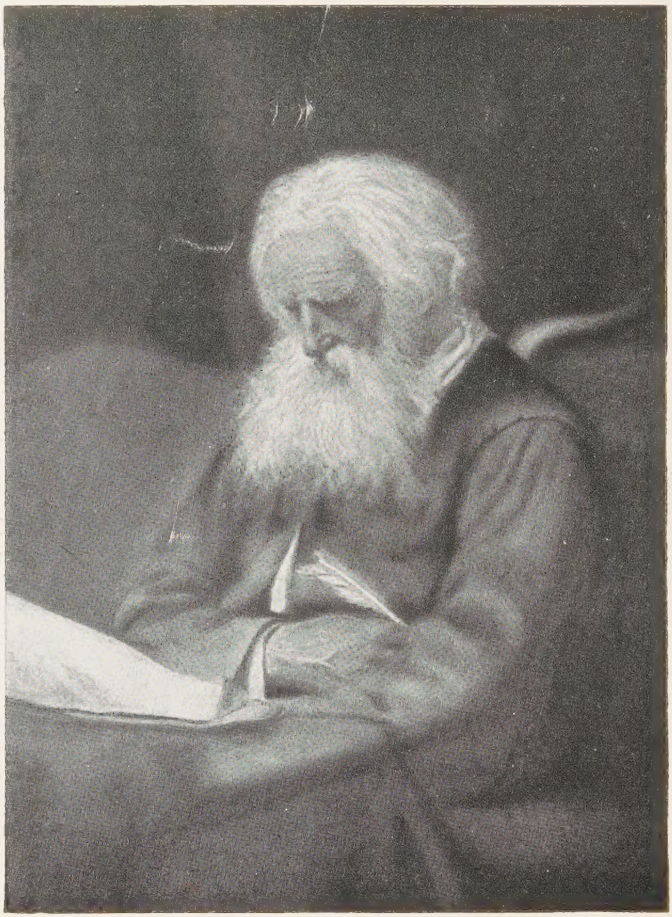
Wo sind die Philosophen? Hat nicht Gott durch eine zweitausendjährige Geschichte jede Philosophie der Welt zuschanden gemacht, die sich nicht beugen wollte unter Christus und sein Kreuz? Wir brauchen uns auch heute „nicht zu schämen des Evangeliums von Christo, denn es ist eine Kraft Gottes", die als die erste Weltmacht die Weltgeschichte bewegt. Wir brauchen auch nicht einen Faden von dem alten Glauben preiszugeben, unter dem die Kirche von den Tagen des Paulus an ihre Siege erstritten hat.

Das Lebensbild, das hiermit an den Lesern vorübergezogen ist, hat sie hineinschauen lassen in die Schicksale eines der ganz Großen, die Gott der Menschheit gegeben hat. Wer davon etwas empfunden hat, wird sich angeregt fühlen, wieder mehr nach seinen von heiligem Geiste durchwehten Schriften zu greifen und so in unmittelbare Berührung mit diesem gewaltigen Geiste zu treten. Diese Briefe sind freilich in der lutherischen Übersetzung oft schwer zu verstehen. Ich empfehle daher jedem, der sie nicht in der Ursprache lesen kann, die Übersetzung der „Briefe des Neuen Testaments" von C. Albrecht (Braunschweig bei H. Wollermann). Man wird staunen, wie leicht sie sich in unserem heutigen flüssigen Deutsch liest, und was für ein neues Verständnis dadurch manche bisher vielleicht unverständliche Stelle erhält.

Wenn wir aber so den Apostel auf seinen weiten Wanderungen durchs römische Reich begleitet haben, so wollen wir zum Schluß auch des liebenswerten Mannes gedenken, der sie uns beschrieben hat, des Arztes Lukas. Er war ein wissenschaftlich gebildeter Grieche, der von Troas an der nordwestlichen Spitze Kleinasiens an, das vielleicht seine Heimat war, den Apostel auf seinen Reisen begleitet hat. Wohl sind leider seine Berichte über die Teile des Lebens des Paulus, die er nicht selbst als Augenzeuge miterlebt hat, vielfach recht lückenhaft und unvollständig. Wir haben gesehen, daß dann die einzige Ergänzung aus den zahlreichen beiläufigen Bemerkungen des Apostels selbst in seinen Briefen zu holen ist. Aber ohne den festen Rahmen, den uns Lukas gegeben hat, wäre es uns ganz unmöglich, diese flüchtig hingeworfenen Bemerkungen des Apostels an die richtige Stelle einzufügen und so ein abgerundetes Bild von seinem Leben zu erhalten.

Diesem Lukas habe auch ich das Leben des Paulus nacherzählt, nachdem ich zuvor die sämtlichen Schauplätze seiner Geschichte persönlich aufgesucht habe, was hoffentlich meiner Darstellung zugute gekommen ist. Er scheint den Apostel in Troas kennen gelernt zu haben. Er ist als einer der wenigen aus dem Gelehrtenstande durch ihn zum Glauben an den Herrn gekommen. Früh erkannte er die einzigartige Größe dieses Mannes. Sie machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er wie einst die Jünger Jesu den großen Entschluß faßte, seinen Beruf an den Nagel zu hängen und ihn auf seinen dem Dienste Jesu geweihten Reisen zu begleiten und ihm dabei zu helfen. So finden wir ihn an den verschiedensten Stellen, wenn auch nicht ununterbrochen, in der Gesellschaft des Paulus. Als apostolischer Gehülfe, Freund, Leibarzt, wohl auch als Schreiber seiner Briefe hat er ihm gedient. Darum sind auch die Berichte über diejenigen Reisen, die er selbst mitgemacht hat, die anschaulichsten und farbenreichsten Stücke seines Buches, so

z. B. die Seefahrt über Malta nach Rom. Es ist vielleicht der Anregung des Paulus zu danken, daß der federgewandte Mann zwei der wertvollsten Schriften des Neuen Testaments verfaßt hat, sein Evangelium und die Apostelgeschichte. Einen unschätzbaren Dienst hat er damit der ganzen christlichen Kirche geleistet. Sein Name ist daher auch einer der bekanntesten der Welt geworden. Bis ins Innerste von Afrika hinein, wo immer ein armer Neger oder Sklave seine Weihnachtsgeschichte aufschlägt, liest er obenüber seinen Namen. Und solange es eine Christenheit gibt, wird man niemals seiner vergessen, des Geschichtschreibers Jesu und seines größten Apostels, des Arztes Lukas.



Lukas.

Universitätsbuchdruckerei Johannes Bredt, Münster i. W. (43243)